

Benno. Die allerwahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne

»Verschiedene Schriftsteller haben uns die Welt und den Menschen als vortreflich geschildert: aber entweder betrogen sie sich selbst, oder wollten sie die Leser betriegen; entweder kannten sie den Menschen nicht genug, nur von einer Seite, oder wollten sie die Leser bestechen und sie überreden, daß sie die Züge ihres Gemähltes von ihrem eignen Herzen kopirt hätten. Der Verfasser glaubt wenigstens kein schlechter Herz empfangen zu haben, als diese Herren, wenn es auch nicht besser ist, und ohne die Welt und den Menschen mehr oder weniger kennen zu wollen, als sie, sagt er, was jeder Schriftsteller einzig sagen kann – was ihm scheint, nichts als das Resultat seiner Beobachtungen.«

(aus: Johann K. Wezel (1978): Belphegor, oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne. Frankfurt am Main, S. 8f)

Belphegor und seine Zeit

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, in eine Epoche zurückzublicken, in der die Vernunft noch an sich selbst glaubte, als wäre sie eine Sonne, die nur deshalb scheint, weil niemand ihr das Gegenteil beweisen konnte. Zwischen den späten Jahren Voltaires, in denen der Spott noch als elegante Waffe des Geistes galt, und den ersten unruhigen Jahrzehnten nach Rousseau, wo die Freiheit schon nach Pulver roch, schreibt ein Mann namens Johann Karl Wezel ein Buch, das in seiner Art wie ein zerrissener Spiegel wirkt – ein Spiegel, der nicht nur das Licht der Aufklärung bricht, sondern zugleich zeigt, was sich in seinen Sprüngen verbirgt: das Misstrauen gegenüber jeder fertigen Wahrheit, das Lächeln des Skeptikers, der alle Systeme prüft und am Ende nur auf den Menschen selbst stößt, diesen wunderlichen Mechanismus aus Begierde, Angst und Hoffnung.

Belphegor oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne – schon der Untertitel ist eine Provokation, eine ironische Verbeugung vor der Philosophie, die sich in den Jahrhunderten zuvor an der Aufgabe verzehrt hatte, eben diese Wahrscheinlichkeit zu berechnen, mit der der Mensch gut, gerecht oder glücklich sein könne. Während Voltaire seinen Candide durch ein Feuerwerk von Katastrophen jagt, um am Ende die lächerliche Formel des „besten aller möglichen Welten“ in ein resigniertes „wir müssen unseren Garten bestellen“ zu verwandeln, lässt Wezel seinen Helden weiterziehen, zweifeln und umdenken, als wolle er sagen: Es gibt keinen Garten, den man bestellen könnte, weil der Boden selbst brüchig ist, und die Vernunft, die ihn pflügt, eine alte, müde Kreatur geworden ist, die mehr über sich als über die Welt weiß.

Wezel war kein höfischer Philosoph, kein glänzender Pariser Satiriker, kein Weltreisender der Salons, sondern ein deutscher Aufklärer, der die Aufklärung zu ernst nahm, um ihr ganz zu trauen. Er war von jener Sorte Denker, die in der Provinz geboren werden und dort die ganze Welt studieren; einer, der wusste, dass zwischen den großen Ideen und dem wirklichen Leben eine Lücke klafft, die kein System zu schließen vermag. Wenn Voltaire und Swift ihre Figuren auf Abenteuer schicken, um die Dummheit der Welt bloßzustellen, dann lässt Wezel seine Reisenden durch Länder ziehen, die alle gleich verlogen, gleich grausam und berechnend sind – als sei die Welt selbst eine Bühne, auf der sich nur die Masken ändern, nie aber die Gesichter dahinter.

In dieser Hinsicht ist Belphegor weniger ein Roman als ein Experiment: eine Versuchsanordnung, in der Menschen wie Marionetten des Eigennutzes agieren, und die Frage, ob es Güte oder Vernunft wirklich gebe, zu einem Spiel der Wahrscheinlichkeit wird. Der Held, Belphegor, ist kein reiner Tor wie Candide, kein unschuldiger Narr, der an die Güte der Welt glaubt; er ist ein Beobachter, ein Wanderer, der sehen will, ob es jenseits der Eigenliebe so etwas wie moralische Ordnung gibt. Ihm zur Seite stellt Wezel Figuren, die philosophische Positionen vertreten – allen voran den düsteren Fromal, der, wie ein Echo Hobbes' und La Mettries, behauptet, dass alle Menschen Triebwesen sind, Maschinen aus Fleisch, die nur nach Nutzen streben. Es ist eine kühle, aber präzise Diagnose, die Wezel seiner Zeit stellt, und sie wirkt fast modern in ihrer illusionslosen Klarheit: Der Mensch, so scheint er zu sagen, ist kein vernünftiges Tier, sondern ein Tier, das sich seine Unvernunft schönredet.

Die Satire, die in Voltaires Candide in funkelnden Pointen aufblitzt, weitet sich bei Wezel zu einem düsteren Panorama: Die Reise führt durch Europa, den Orient und Afrika bis nach Amerika, und überall, wo die Figuren anlanden, begegnen sie denselben Strukturen von Herrschaft, Aberglauben und Habgier. Das Exotische ist nur Dekor, der Mensch bleibt sich gleich. Während Voltaire seine Kritik mit Leichtigkeit und Witz versieht, der die Leser schmunzeln lässt, bevor sie erschrecken, arbeitet Wezel mit der Geduld eines Anatomen: Er legt Schicht um Schicht frei, bis am Ende kein Glaube mehr übrig ist, der nicht schon unter der eigenen moralischen Fäulnis begraben läge.

Diese konsequente Entzauberung macht Belphegor zu einem Werk, das seiner Zeit voraus ist – und zugleich zu einem, das von ihr kaum verstanden werden konnte. Denn die deutsche Aufklärung liebte die Vernunft als Erlöserin, als Schutzengel gegen die Barbarei der Jahrhunderte. Wezel aber zeigt, dass die Vernunft selbst barbarisch werden kann, wenn sie glaubt, den Menschen erklären zu können. Sein Roman ist damit weniger ein Gegenstück zu Candide als dessen radikale Fortsetzung: Wo Voltaire aufhört, beginnt Wezel – und er endet nicht mit einem moralischen Trost, sondern mit einer kühlen, fast physikalischen Beschreibung des Lebens als Versuch, Schmerz zu vermeiden.

Es ist nicht schwer, darin schon eine Vorahnung der späteren Skepsis des 19. Jahrhunderts zu erkennen, jenes ironischen Blicks, der bei Büchner, bei Heine, ja selbst bei Nietzsche aufblitzen wird. Wezel steht am Ende der Aufklärung und schaut in einen Abgrund, den seine Zeit noch nicht sehen wollte: dass der Mensch vielleicht gar kein moralisches Wesen ist, sondern ein Rechenfehler der Natur, eine komplizierte Maschine, die zu viel Bewusstsein bekommen hat und damit nicht umzugehen weiß. Das Tragische daran ist, dass Wezel das nicht zynisch schreibt, sondern mit einem beinahe verzweifelten Humanismus, der in allem Spott noch die Sehnsucht nach einer besseren Menschlichkeit trägt – nur glaubt er nicht mehr, dass sie erreichbar ist.

So wird Belphegor zu einem seltsamen Zwitterwesen zwischen Satire und Anthropologie, zwischen Roman und Gedankenexperiment. Er erzählt nicht, um zu unterhalten, sondern um zu prüfen. Er führt die Figuren nicht in Abenteuer, sondern in Konstellationen, in denen ihr Denken sichtbar wird, wie in einer Versuchsanordnung. Jeder Dialog ist ein kleiner Weltentwurf, jede Begegnung eine Variation über das Verhältnis von Vernunft und Trieb, Moral und Macht. Dass der Roman dabei gelegentlich trocken, ja schwerfällig wirkt, gehört zu seinem Wesen: Er will keine elegante Erzählung sein, sondern ein intellektueller Spiegel, in dem sich das Lächeln des Lesers langsam in ein Stirnrunzeln verwandelt.

Das vielleicht Eigentümlichste an Belphegor aber ist seine Haltung: ein Humor, der keiner sein will, ein Spott, der aus Erschöpfung kommt. Wezel lacht nicht über die Dummheit der Welt, sondern über die Hoffnung, sie ändern zu können. Aber genau darin, in diesem bitteren Lachen, liegt seine Modernität. Denn wenn man den Roman heute liest, in einer Zeit, die wieder zwischen Aufklärung und Desillusion pendelt, erkennt man in seinen Seiten eine vertraute Müdigkeit: das Wissen, dass Erkenntnis nichts nützt, wenn sie nicht auch das Herz erreicht; und dass der Mensch, bei aller Klugheit, immer wieder denselben Fehler macht – er hält sich für besser, als er ist.

So könnte man sagen: Belphegor ist das Schattenbild der Aufklärung, ihr dunkler Zwilling, der dieselben Wege geht, aber andere Schlüsse zieht. Wo die einen die Welt verbessern wollten, wollte Wezel sie verstehen; wo die einen in der Vernunft die Lösung sahen, sah er in ihr das Symptom. Er nimmt das Licht der Vernunft und zeigt, dass es auch blenden kann. Und in dieser paradoxen Bewegung – der Aufklärung, die sich selbst aufklärt – liegt das, was Wezels Roman einzigartig macht. Er ist keine Geschichte „unter der Sonne“, wie der Untertitel verspricht, sondern eher eine Geschichte über die Sonne: über jenes blendende Licht, das so hell scheint, dass man darin die Schatten übersieht, die es wirft.

Benno. Die allerwahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne

Gestatten. Benno ist mein Name. Ich leide an einer verfemten Form der grenzdebilen Polemie – einer grotesken Form der Polemik. Dafür aber mit Hut und ohne Krempel!

Ich bin Zeit meines Lebens ein Vagabund gewesen. Wie ich dazu gekommen bin? Interessiert Sie etwa nicht, was ich zu sagen habe? Nun doch? Entscheiden Sie sich mal, bevor ich jetzt die Spucke sammle! Ja, soll ich? Von mir aus!

Nun ja, vielleicht beginne ich ganz vorne mit meiner Geschichte. Vielleicht auch nicht? Vielleicht doch? Keine Ahnung, ich kann ja mal anfangen und ich schaue dann nach, wann sie eingeschlafen sind!

Schon meine Geburt war eine Sache für sich. Meine Mutter, gerade sechzehn geworden, ein wenig berauscht von irgendwelchen Medikamenten, die ihr die Heilpraktikerin ihres Vaters verschrieben hatte, um die Schmerzen besser ertragen zu können, ließ mich aus ihrer Gebärmutter im freien Fall direkt auf den Blumenkohl fallen. Sie werden sich jetzt bestimmt fragen, woher der Blumenkohl kam, aber dies kann ich ihnen nicht genau beantworten. Woher soll schon Blumenkohl kommen? Wenn sie im ersten Augenblick spontan an einen Garten denken, zeigt dies, dass sie in Biologie aufgepasst haben, wenn nicht, nun denn – es kommt in diesem Fall optional noch der Supermarkt in Frage – nein, liebe Kinder, der wächst nicht in den Kisten, die dort stehen, aber das sollten eigentlich eure Eltern euch lehren.

Ich hatte nie Eltern. Habe ich es bedauert? Vielleicht! Vielleicht auch nicht. Na ja, ein wenig schon. Erst gute zwanzig Jahre später sollte dies alles für mich einen Sinn ergeben. Doch bis dahin verging viel Zeit, in der ich es mir in meiner Mülltonne gemütlich gemacht hatte.

Täglich kam neues Essen wie von Zauberhand vorbei, mittels Zeitungen eignete ich mir eine bodenständige Bildung an und auch ins Organisationsmanagement hatte ich Einblick, da ich für die Wintermonate bereits im Frühjahr die Kleidung zurücklegen musste, denn die in Häusern hausenden Menschen schienen beim Erwachen der Sonne alte, nicht mehr so tolle, für mich dennoch Segen bringende, warme Wäsche wegzuwerfen. Alles war in bester Ordnung.

Außer, ja, außer der alle zwei Wochen auftretenden Veränderung meines Lebensraums. Immer wieder, mittwochs jede zweite Woche, um genau zu sein, landete der Teil meiner häuslichen Einrichtung, den ich nicht mittels Klebebands und Seilen festbinden konnte, zuerst im Müllwagen, später dann bei der Müllverbrennung. Zum Heulen war diese unhaltbare Situation!

Wenn sie einmal in einer ähnlichen Lage gewesen sind, können sie sicherlich mitfühlen, wie es ist, wenn man einen Teil seines Hab und Gutes wegfahren sieht, auf Nimmerwiedersehen. Man verliert nicht nur die Vertrautheit seiner Umgebung, seine Sammlungen von Kitsch und Krimskrams, die wärmende Atmosphäre, die lauthals verkündet, dass man zu Hause ist und vor der man sich

zuweilen ekelt – ich meine den herrischen Schrei des Eigenheims, das einen mehr und mehr besitzen will, und nicht die Sachen an sich –, nein, man verliert sogar einen Teil von sich selbst. Wohin man diesen Teil verliert, habe ich nie herausgefunden, denn die Müllhalde war es sicherlich nicht, ansonsten hätte ich ihn mir wiedergeholt.

Somit musste ich mir häufig einen neuen Plan ausdenken, der meinen Haushalt davor bewahrte, andauernd neu gestaltet zu werden. Es dauerte eine Weile – und es dauerte – und noch ein wenig länger – aber eines Tages kam der Plan, der mich retten sollte: Ich hatte nichts weiter zu tun, als die Mülltonne derart leer zu halten, dass die Menschen nicht auf die Idee kamen, sie zu den Müllabfuhrterminen herauszustellen. Und siehe da, mein Plan ging auf.

Nachts, zwischen drei und vier Uhr, wenn Katzen auf nach Fisch stinkenden Mülltonnen eine ziemlich schräge Version eines Swing-Hits der amerikanischen Vierziger schnurrten, wobei zu hinterfragen wäre, ob es nicht auch die Cover-Version einer neomodischen Boyband darstellen soll, verteilte ich den am Tag in meine Tonne gefüllten Müll, den ich nicht verwenden konnte, auf die angrenzenden Müllbehälter. Damit war der Fall für mich erledigt.

Die Anwohner schmissen weiterhin den Müll in meine Wohnung, ich entsorgte ihn auf wundersame Weise und alle waren glücklich. Wäre die Welt da draußen nur wie meine Tonne! Dann würde ich heute sagen, dass ich das beste Leben aller Menschen genossen habe. Aber wie sie es sich sicher vorstellen können: Alles kam anders.

Wie schon gesagt, zwanzig Jahre lebte ich in dieser tollen Zweizimmerwohnung, in der es zwar zwischendurch etwas modrig roch – besonders, wenn der blinde und zuweilen stockbesoffene Nachbar seine Bioabfälle hinein schmiss – und die im Allgemeinen sehr gemütlich war.

Ich hatte eine alte Armeedecke als Trennwand aufgehängt und mir somit eine Trennung zwischen Küche und Schlafraum geschaffen. Dabei muss ich die Müllwegwerfer, zumeist Frauen, ernsthaft loben. Zumeist waren sie so nett und warfen den Biomüll in meine Küche und die Klamotten in mein Schlafzimmer, im Gegensatz zu den Männern, die zuweilen sogar die Frechheit hatten, mir warme Asche über das Haupt auszuschütten, obwohl die Tonne für den Restmüll gleich nebenan stand.

Dennoch hatte ich nicht allzu viel Mühe, Ordnung zu halten. Bei all dem Lob, das ich über meine weiblichen Mitmenschen ausschütten muss, bleibt aber dennoch ein fader Beigeschmack, getreu dem Sprichwort, dass nicht alles, was Gold ist, glänzt.

Ich möchte einen exemplarischen Zwischenfall schildern: Einer der Anwohner, der die Mülltonne ungefähr wöchentlich, zumeist montags, frequentierte, kam eines Tages mit einigen Sporthemden, die er nicht mehr brauchte, und schmiss mir diese immerhin gekonnt in mein Schlafzimmer.

Bevor ich nun weiter erzähle, möchte ich kurz auf die Basis dieser Situation eingehen: Dieses Individuum wollte diese Hemden loswerden, und es war ihm anscheinend ziemlich schnuppe, wie und wann diese T-Shirts auf der Kippe landeten, um dort zu verrotten.

Aufbauend auf dieser Überlegung erscheint dann die Reaktion nicht wirklich nachvollziehbar, als er sah, dass ich seine Klamotten weiterbenutzen wollte. Er wollte sie wiederhaben!

Fragen Sie mich etwas Leichteres, warum es ihm just in diesem Augenblick in den Sinn kam, seine Hemden doch zu behalten. Gretchenfrage. Oder nicht? Zu hoch für Goethe? Nun gut, nehmen wir eine Elisenfrage. Gibt es nicht? Warum eigentlich nicht? Für Beethoven scheint es sie gegeben zu haben! Schmeckt Ihnen die Vorstellung nicht, dass Lebkuchen auch eine eminente Fragestellung benennen können? Nun ja, ist auch nicht wichtig! Zumindest nicht an dieser Stelle.

Um die Geschichte zu einem sinnvollen Abschluss zu bringen, erzähle ich ihnen nun das Ende: Der Mann schnappte sich seinen Wäschesack, zerrte ihn, eventuell illegitim – nachreichende Besitzansprüche wären hier zu klären – aus meinem Schlafzimmer – ich hätte damals eventuell auch über Hausfriedensbruch nachdenken sollen – aber gibt es Hausfriedensbruch, wenn man nicht einmal eine offiziell registrierte Adresse hat? – wenn man quasi ein Fremder in einem fremden Land ist – oder ein Eingeborener in einem Eingeborenenland – dementsprechend habe ich eventuell zwanzig Jahre Stütze verpasst? – Ich könnte heute reich sein? – Vom Mülltonnenbewohner zum Millionär – geht nur in Amerika? – Wahrscheinlich haben sie recht. – Was meinen Sie? Die Geschichte? Ja, ja, die Geschichte, die schreibt ihre Geschichten skurrilerweise selber – ach, Sie meinen die Geschichte mit dem Mann, der mit den T-Shirts ... Gut, ich werde sie zu Ende erzählen – wo war ich dran?

Egal, lassen wir das. Quintessenz dieser Affäre war, dass er seinen Sack Klamotten in die Mülltonne gegenüber schmiss. Im ersten Moment dachte ich, dieser hirnverbrannte Arsch von einem Monsterwichser wollte mich absichtlich zum Narren halten – und natürlich schnappte ich mir den Sack in der folgenden Nacht! –, aber dann kam es, als hätte jemand ein Licht angeknipst – der Mann hatte etwas gegen das Spenden. Nehmen ja, geben nein. Die simpelste Erklärung ist meist die richtige.

Einige Jahre später in der realen Welt hätte ich mich nicht mehr über den wahrhaft undreisten Mann aufgeregt! Selbst wenn alles zum Besten steht und man sich niemals die Frage nach einem anderen Leben gestellt hat, so liegt den Menschen ein Drang des Sichnachaußenwendens inne.

Bei manchen äußert es sich das erste und letzte Mal beim Ausziehen vor der Angebeteten im Sandkasten und dem folgenden spöttischen, aber vor allem ziellosen Lachen, bei anderen gerade dann, wenn sie für eine Weile ein Zimmer im Hochsicherheitstrakt auf Lebenszeit gemietet haben. Wie auch immer – was sich einwandfrei und unumstößlich festhalten lässt – bei allen kommt dieser Hang irgendwann einmal durch. So auch bei mir. Drei Tage vor meinem zwanzigsten Geburtstag:

(Ich kenne das Datum meiner Geburt deshalb so genau, weil ich noch eine alte Tageszeitung von dem Tag meiner Geburt besitze – ich vermute, meine Mutter hat sich mit der Kante von Seite 5 die Nabelschnur durchgeschnitten, denn diese Seite ist besonders rot markiert – übrigens, die Nabelschnur habe ich auch aufgehoben, man weiß in der heutigen Zeit nie, wie und wann ein harter Winter durch die Lande zieht – oder vielleicht brauche ich sie zu einem bestimmten Zeitpunkt meines zukünftigen Lebens für einen DNA-Test, der garantiert feststellt, dass ich irisch-katholischer Abstammung bin.

In diesem Augenblick einer pränatalen Wharton-Sulze schlurfte ein Gedanke durch meinen Schädel, erst langsam, dann brennend schnell. Diesen schob ich beiseite, aber es kam schon der nächste, und ich konnte das mit ihm aufkommende Verlangen nicht unterdrücken, die Welt sehen zu wollen. Sie mit meinen eigenen Augen sehen, mit meinen eigenen Händen spüren, mit meinen eigenen Ohren hören, mit meiner eigenen Zunge schmecken – das vielleicht doch nicht, immerhin tat ich seit zwanzig Jahren nichts anderes.

Nichtsdestotrotz kramte ich voller Zuversicht und unbändigen Tatendrangs meine sieben Sachen zusammen, packte meine alte, ganz neu entsorgte Sportsbag und gelangte zu einer Erkenntnis: Meine Lage ließ sich als urlaubsreif beschreiben. Reif für die Insel – ein Robinson Crusoe der Hardcoregesellschaft, reif für die Klappe, deren Flughafen in Palma de Mallorca steht – mit anderen Worten: ab in die Welt hinaus – reifer als die reifste Frucht, die je zu Boden fiel und Tiere mit ihrem vergorenen Zucker betrunken machte.

In meinen Venen kochte der Alkohol gerade auf 100 Prozent aus. Eine Stange Dynamit ist nur halb so explosiv wie das, was ich in meinen Muskeln und Eiern spürte – ich musste raus aus dieser, meiner Tonnen-Welt, die zu klein für mein gigantomantisches Ego geworden war.

Das erste, das mir von der ernsten, rauen Wirklichkeit auffiel, war, dass sie stank. Nach Erbrochenem und Verlogenheit. Mit ihrem Saubermann-Image prangerte sie alles an, was nicht rein und anständig war. Doch sie war selbst schmutzig, verdreht und armselig! An jeder Straßenecke sah ich Schlafsäcke herumliegen, deren Einwohner sich durch die Nacht gefroren hatten. In diesem schrecklichen ersten Moment kam mir meine alte Bleibe wie das Paradies auf Erden vor. Aber es musste vorangehen, Step by Step, sangen einst eine hochgestylte, aufgepushte, megagehupte und abgef***te Band aus dem verheißungsvollen Ami-Land – von der Schmalzlocke im Teenageralter zum Millionär und wieder zurück in wenigen Monaten. Uff, Landung! Hart!

Vom ersten Schock erholt, begann ich, mich in der eisigen und harten Realität zu orientieren. Rechts mahnte mich ein Schild, beim Sex doch besser ein Kondom zu tragen, aber der Sinn konnte und wollte sich mir nicht ganz erschließen. Sicherlich, hätte meine Mutter damals beim Entstehungskoitus meiner Person – auch wenn nun manche Leser denken, ich sei nur eine erfundene, fiktive, romaneske Figur aus einer erfundenen, fiktiven, romanesken Geschichte, muss

ich den Gedanken, ich sei keine eigenständige Person, entschieden von mir weisen – von Verhütungsmitteln eine Ahnung gehabt, wäre ich heute nicht auf der Welt. Nicht hier. Nicht dort. Nirgendwo. (Manche bibelfesten Nirwana-Fetischisten könnten geneigt sein, an dieser Stelle eine Zwischenfrage stellen zu wollen, aber bedenken Sie bitte, dass mehr als neunzig Prozent der Weltbürger an den Gott eines anderen Menschen nicht einen einzigen Gedanken verschwenden – und die anderen Prozent treffen sie allsonntäglich in eigens dafür eingerichteten Schlaf- und Selbsttherapie-Gebäuden).

Meine Mutter! Seit ich klein war und sich die Winterabende einsam und ohne neues, frisches Essen wie Kaugummi unter der Schuhsohle hinzogen und ich mich in meinem eigenen Sud aus Selbstmitleid und arroganter Intoleranz suhlte; genau an diesen Abenden dachte ich innerlich mit Wehmut – seltener mit Wermut – und kalt-heißen Sehnsüchten an meine Mutter. Wer war sie? Wie sah sie aus? – mal davon ausgehend, dass ich mindestens ein Teil ihrer Gene hatte – stellte ich sie mir wie eine Göttin vor. Guter Körperbau, kleine Füße, stramme Waden, Hakennase, dennoch ein Vollblutweib, das sich auf ihrem Weg durch die Betten bestimmt an die Spitze gebracht hätte. Wenn nicht – ach wissen Sie, es verschlägt meine grundgute, positive Stimmung in eine melancholische, wenn ich an meine Mutter denken muss. Vielleicht sollte ich es dabei belassen!

An der nächsten Straßenkreuzung sah ich sie dann. Oder ihre Schwester. Oder deren Kusine. Oder die Tochter des Schwippschwagers, deren Kusine die Oma des ehemaligen Hundehalters war, als meine Mutter noch keinen besaß. (Später sollte sie einen Mann haben, aber den hatten wohl Tierschützer aus einem südeuropäischen Land mitgebracht.) Mein erstes menschliches Wesen, das mir begegnete, war eine Hure, die auf Kunden wartete. Eins zu Hundert, rechnete ich mir in meinen Gedanken vor, standen die Chancen, dass dies meine Mutter war. Fragen kostet nichts, dachte ich mir, nahm meine Tasche und stapfte in Richtung der Freizeitassistentin für Unterhaltungszwecke. Zur Fragestellung mit anschließendem Diskussionsforum, ob dies meine Mutter sei, kam ich nicht, denn sie dachte, ich sei ein Serienkiller auf Dope, schrie ganz entsetzlich laut und lief davon.

Ich appelliere in diesem Moment ganz eindringlich an Ihre Phantasie. Was sehen Sie vor Ihrem geistigen Auge, wenn Sie sich vorstellen, wie eine – in diesem Moment frage ich mich ernsthaft, ob diese Damen eine Maskenbildnerin für die Schminke bezahlen müssen – Mickymausverschnittsgleiche Horizontalgewerblerin auf dreißig Zentimeter Absätzen und in einem Top, in dem die Brüste auch ohne Wackeln nur schwerlich Halt finden, also wenn diese Person mit weltrekordverdächtigen Spitzentempo schreiend durch die Straßen läuft? Welches imaginäre Bild erscheint vor Ihrem geistigen Auge?

Besonders aufregend wird es, wenn ein Dreißigtonner von rechts und bei voller Fahrt – aber lassen wir das! Meine erste Begegnung mit einem Lebewesen, das größer als drei Zentimeter war und weniger als sieben pelzige Arme hatte – das sich auch gleichzeitig nicht lohnte, für harte

Wintermonate zu mästen – und ich fühlte mich gleich wie ein Alien auf Fremdsternekskursion. „Herzlich willkommen auf der Erde“, höre ich es in meinem Ohr von einer Fremdensternführerin tönen. Wenn Sie sich jetzt bitte nach links und dann wieder nach rechts wenden wollen. Hier sehen Sie nur absolut das Schönste und Beste der menschlichen Rasse, die von keiner ernst zu nehmenden, außerirdischen Macht assimiliert werden würde.

Auch wenn ich in späteren Zeiten immer wieder ein wenig abweisend auf Menschen wirkte, so hatte ich dennoch nie wieder das Gefühl, dass mich jemand als Serienkiller einstuft. Außer vielleicht einem Serienkiller selber, aber man weiß nie, wann man einen vor sich hat. Was macht eigentlich einen Serienkiller zu jemand Besonderem? Im Grunde führt er nur das aus, was viele sich wünschen, aber sich selbst nicht trauen, da sie sich Vorwürfe machen, von wegen Ethik und Moral und so.

Wenn doch nur diese Idioten, die mein Leben andauernd verpfuschen, so mir nichts, dir nichts verschwinden würden! Der einzige Kurzschluss, den ich aus dieser Überlegung ziehen kann, scheint dieser zu sein, dass der Mensch Theoretiker liebt, hingegen praktisch Veranlagten ihre Tatkraft missgönnt und sie, sollte er sie fangen können, dann einsperrt oder gar fachgerecht röstet – nicht umsonst ist Amerika das Land des Barbecues, das riecht auch immer ein wenig süßlich.

Die Polizei. Schlechterweise hatte eine Streife dieses eben von mir auf die menschliche Existenz verübte Anflugmanöver beobachtet und kam auch schiedlich, zuerst friedlich, dann schleichend mit ihrem Streifenwagen auf mich zu. Doch als ich mich wehren wollte, denn die Farbe Blau machte mich ganz rasend, bekam ich einige nebulöse Alpträume mit dem Elektroschocker verpasst. Als ich dann wieder zu Bewusstsein kam, lag ich ausgestreckt, festgebunden und bis auf die Unterhose nackt auf einer Trage im Polizeipräsidium. Die komplette Fahrt muss ich verschlafen haben, versunken im Delirium des Nichtfühlers von irgendwelchen Schmerzen. Erst jetzt begannen meine Nerven wieder zu arbeiten und meldeten einen stechenden Schmerz aus Richtung der Armbeuge. Eine Nadel stach in meine Haut, tief darunter, und irgendein Wesen in einem weißen Kittel sog mein Blut ab. Wahrscheinlich für die nächste Mahlzeit, und wenn ich mir später in einer einsamen, mondlosen, wolkenverhangenen Nacht die Gestalt Draculas vorstellte, dann erschien mir immer wieder im Traum das Gesicht dieses Weißkittels.

In irgendeiner Zeitung habe ich einmal von der Nahrungskette gelesen, in einer anderen über die Verbreitung von vampirartigen Fledermäusen, und just in diesem Moment verbanden sich beide Theorien zu einer – meiner – neuen Wirklichkeit. Auch wenn ich bestimmt nicht hier, im tiefsten Moloch der Zivilisation, damit gerechnet hatte, fand es dennoch statt! Ich sah, wie die vermeintliche, als Arzt getarnte Fledermausverwandlung mehrere Ampullen mit meiner roten Flüssigkeit vollpumpte, und mir wurde klar, dass er sich wahrscheinlich einen kleinen Vorrat

anlegte. Zwanzig Jahre altes Blut. Vielleicht hatte er schon von mir probiert, als ich weggetreten war. Ein guter Jahrgang, wer weiß das schon so genau!

Falls Sie jemals eine genauere Expertise in Bezug auf menschliches Blut benötigen, suchen Sie sich einen kannibalistischen Stamm im wilden Afrika – oder bei eBay – und fragen Sie dort nach dem ortsansässigen, kundigen Schamanen, der wird Ihnen sicherlich unverbindlich die besten Jahrgänge – als geübter Blut-Connaisseur – nennen können. Alternativ bieten ihnen auch einige Reisegruppen All-inclusive-Urlaube in Transsilvanien an.

Ich versuchte, mich zu strecken, und bemerkte die festgezurrten Schnallen und Gürtel, die mich davon abhielten, wie ein Serienkiller – das sei hier nachdrücklich erwähnt: Ich bin keiner von dieser privat tätigen Säuberungstruppe – eine der Spritzen zu schnappen und dem Doktor ein wenig Luft durch die Venen zu jagen. Dem aufgeblasenen Pump weitere Luft zum Aufpumpen geben. Aber mir blieben die Hände gebunden. Kein Auf, kein Ab, kein Links oder Rechts. Nur stramm liegen bleiben.

Es vergingen weitere, unendlich lange eintausendeinhundertunddreiundvierzig Sekunden, bis mich ein Polizeioberwachmeister besuchte und mein Tragegestell durch die Tür und über den Flur in ein Befragungszimmer geschoben wurde. Dort stellte man mir einen Anwalt vor, der nach billigem Parfüm und noch schlechterer Zahnpasta roch. Wie sollte ich Vertrauen zu jemandem aufbauen, den ich noch nicht einmal riechen konnte?

Die erste Frage, ob ich mich ruhig verhalten würde, beantwortete ich mit Ja – ich sei doch kein Serienkiller auf Dope! –, und die Beamten waren so freundlich, mich loszuschnallen.

Da ich in keinem meiner Glieder Blut verspürte und weder der rechte Daumen noch der linke große Zeh sich anfühlten, als würden sie zu mir gehören, machte ich ein paar ungelenke Bewegungen, die als Randalé ausgelegt wurden, und die Polizisten sahen das gleich als Zeichen, mich wieder anzuschlallen.

Den Namen des Winkeladvokaten, mit dem er sich vorstellte, vermochte ich nicht zu verstehen, und in mir gebar das aufdringliche Gefühl, dass die Reste von seinen Mittagsspaghetti unter der Zunge, einige verfilzte Haarbüschel in seiner Nase sowie der als kariertes Punkt getarnte Soßenfleck auf seiner blassgrünlich durchscheinenden, schwarzen Krawatte ihn daran hinderten, deutlich zu sprechen – ohne vollständige Silben und indem er komplette Wörter einfach wegnuschelte.

Ich hätte ihn gerne, allein in Bezug auf meine prekäre Situation, verstanden, aber auch er fand keinen Draht zu mir. Draht zu mir – Draht im Kuchen – Gitterstäbe aufdrahten – besser sind Lötzinn und Schweißkolben – das ist es, sein Schweiß, Mann, stinkt der!

Ich befand, dass dieser Halsabschneider nicht über mein Leben mitentscheiden sollte. Die Beendigung des von der Polizei mir aufgezwungenen und von meiner Seite nie zustande gekommenen Kontraktes beidseitiger Zusammenarbeit zog ein anschließendes Gespräch mit

einem Protokollanten und einem Polizisten nach sich, das ich hier in Auszügen darstelle: Polizist: Name und Adresse! – Ich: Benno, Mülltonne an der Straßenecke, wo sie mich gefunden haben. – Polizist: Also ein Penner. – Ich: Geben Sie mir die Möglichkeit, meine Lebenssituation ein wenig klarer darzulegen? – Polizist: Wie lange benötigen sie dafür? Grob geschätzt? – Ich: Wie lange haben sie Zeit? – Polizist: Die ist gerade abgelaufen.

Diesen Fehler sollte ich bereits zehn Minuten später bereuen. Ich konnte im folgenden Gespräch dem zuständigen Oberübersonderwachtmeister über besonders wichtige Obersonderwachtmissionen nicht mehr klar machen, dass ich einen festen Wohnsitz habe, der aufgrund der fehlenden Hausnummer nicht in meinem Pass eingetragen werden konnte. Und es stellte sich ein weiteres, minimales Problem ein: Ich hatte keinen echten Pass, nur einen alten Spielzeugausweis als Superagent aus einer Mickymaus-Zeitung. Der schien aber abgelaufen zu sein, obwohl die Ausgabe erst vor zwei Wochen auf den Markt gekommen war. Komische Welt, in der ein Pass noch nicht einmal eine Haltbarkeit von lausigen vierzehn Tagen hat! Komische Welt, die sich so schnell bewegt, dass selbst ein Gepard von einer Schnecke überholt wird, weil sie wahrscheinlich eine Abkürzung kennt.

Komische Welt, in der ich mich endgültig verlor! – Immer, wenn es einen nicht direkt betrifft, behauptet man, dass die Bürokratie der Mühlen langsam arbeiten würde, aber ich war sehr verwundert, dass man mich ohne Abschiedsgeschenk oder warmen Händedruck kurzerhand wieder auf die Straße schmiss, nur um mich an der gleichen Ecke wie am Tag zuvor, dieses Mal jedoch von einer anderen Streife, wieder festzunehmen, nachdem ich einen weiteren Versuch unternommen hatte, meine Mutter zu finden.

Dieses Mal lochten sie mich ein. Tief im Bau, alleine gelassen von der Welt, saß ich weinend, von der harten, kalten Welt enttäuscht, auf der Pritsche und kam erst spät zu einem von Alpträumen geplagten Schlaf, der sich um überbackene Hawaii-Toasts drehte. Ich hasse Thunfisch!

Kotzspeißel wurde mir auch am nächsten Morgen in der Zelle, als ich das Essen herunterwürgen wollte. Zwei gekochte Eier und zwei getoastete Scheiben Vollkornbrot mit Käse und Wurst – wer bitte soll diese Kost vertragen? Viel zu unausgewogen, fettlastig und vitaminarm! So schlecht habe ich schon seit – seit – noch nie gegessen! Kein Wunder, dass alle so fett werden, wenn jeder sich mit solchem Fraß den Wanst vergrößert. Was im Gefängnis beginnt, hört bestimmt nicht an der nächsten Pommesbude auf!

Hier und jetzt trete ich dafür ein, dass sich alle Insassen der Gefängnisse an einen strengen, individuellen Diät-Plan halten müssen, der ihre täglichen Aktivitäten berücksichtigt! Jeder Mensch hat Anspruch auf eine ausgewogene Ernährung, selbst jene, die nicht einmal dafür arbeiten müssen. Ich wandte mich voller Pflichtbewusstsein an den zuständigen Wärter und beauftragte ihn, zu ermitteln, wie ich meine nötigen B6- und B12-Bausteine bekommen könne. Zuerst hatte ich die

Befürchtung, für diese Anfrage einen Antrag in dreifacher Ausführung ausfüllen zu müssen, der, nachdem er den Tagesstempel bekommen hatte, dreißig Jahre im Archiv gebunkert wird, damit irgendein Archivar, als Sammler von historischen Informationen getarnt, in der Zukunft einen unbedeutenden Fund zu seinem unbedeutenden Leben hinzufügen kann.

Zurück zum Wachhabenden. Seine kleinkarierte, dümmliche Antwort, dass ich keinen Sprengstoff bekommen würde, ließ mich an der Intelligenz meiner Mitmenschen zweifeln. Wenn ich C4 bestellen würde, bekäme ich unter Garantie eine Brünnette, deren Körbchengröße – aber lassen wir das! Unter anderem kannte ich aber auch das Gesetz aus den Siebzigern des sechzehnten Jahrhunderts, dass man in Gefängnissen nicht mit fahrbaren, motorisierten Untersätzen vor die Zelle fahren darf. Damit ist auch das Modell eines der französischen Autobauer Geschichte.

Um Punkt zehn wurde ich entlassen, nicht aus Verantwortungsbewusstsein, sondern weil sie überzeugt waren, dass ich mich weder auf einem Trip befand noch betrunken war. Sie wollten die Zelle für den nächsten Abend frei haben, ließen mich drei Kreuze auf einem Papier machen und warfen mich aus ihrem Haus der sieben Sinne: Langeweile, Nerventod, Herzschmerz, Magenfolter, Krankheitserregerkeimzelle, Schwangerschaftshinderungskerker und Besserungsanstalt.

Lies vorher immer das Kleingedruckte, warf ich mir vor, aber der Drang nach draußen war größer gewesen, als sich den einhundertachtunddreißig Seiten dicken Fußnotenkatalog, in dem meine Auflagen stehen sollen, von Anfang bis Ende durchzulesen.

Draußen regnete es und ich hatte Heimweh. Kaum war ich in der harten und zumeist unwirklich wirklich wirkenden Wirklichkeit gelandet, schon wollte ich wieder nach Hause. Manche Menschen suchen ein Leben lang nach dieser Erkenntnis, doch mich traf sie wie ein Donnerschlag – nämlich, dass Heimat immer da ist, wo man sich am wohlsten fühlt, auch wenn es eine Mülltonne ist!

Ein Taxi konnte ich mir nicht leisten, die U-Bahn fuhr nicht in Richtung meines Domizils, somit blieben mir nur meine ausgelatschten Treter. Dank eines GPS-Senders, den irgendjemand vor Jahren weggeworfen hatte – Menschen werfen die besten und teuersten Geschenke zumeist nach Weihnachten in den Müll! –, fand ich schlussendlich den Weg zu meiner Mülltonne.

Während ich meinen Weg entlang trottete, gingen mir mehrere Dinge quer durch den Kopf und gelangten über meine Ohren ins Freie. Urplötzlich, ich befand mich auf dem Weg ins diesseitige Delirium, erweckte mich eine weibliche, leicht metallisch klingende Stimme aus meinen allerdunkelsten Träumen. „In hundert Metern bitte rechts abbiegen“, riet sie, eigentlich befahl sie es mehr, und mir wurde bewusst, dass dies mein GPS-Girl war, das sprach.

Just in dem Moment lief mir ein Schauer über den Rücken. Kann die auch anders? fragte ich mich, blieb stehen und stellte ihre Stimme auf maximale Lautstärke ein, wartete auf ein weiteres Lebenszeichen meiner neuen Flamme. In einschlägigen Zeitungen hatte ich in meiner Vergangenheit ein immenses Fachwissen im Bereich des Cybersex angelesen, und – auch wenn ich

zugeben muss, dass diese Situation mir reichlich – und damit quasi ich mir selber – suspekt vorkam, fühlte ich mich zu dieser immateriellen Stimme hingezogen.

Warten. Warten. Längeres Warten. Einbruch der Dunkelheit. Nasskalter Sturm. Morgengrauen. Müde Knochen. Was tat ich nicht alles für einen weiteren Moment mit meiner Angebeteten. Doch sie hatte mich versetzt! In meinem überschäumenden Frust warf ich den GPS-Empfänger in eine nahe, armlängenweit entfernte Mülltonne und ließ mich auf dem Bürgersteig nieder. Geschlagen. Verkauft. Verraten. Von einer Frau. Mitten im Leben angekommen.

Entgegen der landläufigen Meinung, Herzschmerz wäre der schlimmste Schmerz, muss ich entgegenhalten, dass, sollten Sie in die Situation kommen, auf dem Bürgersteig morgens um halb sechs zu sitzen, alles um sie herum ist patsche-patsche-nass – sie naturgemäß auch – sie lassen den Kopf enttäuscht sinken, heulen den Heuler der Herzgeschmerzten, triefen simultan aus mehreren Körperöffnungen, dann – Sie vernehmen einen Laut, der als Doppler auf sie zuweht, einen Lastwagen, der ausgerechnet die Straße benutzt, auf deren Bürgersteig sie gerade um halb sechs morgens vor sich hin dümpeln, sie blicken in seine Richtung, aber außer dem lauter werdenden Geräusch nehmen sie nur Bindfäden von Regentropfen wahr, im letzten Moment dann taucht dieses Monster aus der Nebelwand auf und ihnen fällt ihm allerletzten Augenblick ein, dass sie sich am besten weit von der Straße entfernen sollten, um nicht eine taifungleiche Dusche überzubekommen.

Dies stellte meine Situation am Morgen an dieser Straße, auf diesem Bürgersteig dar. Über Nacht waren meine Muskelpakete zu Blutkonserven zusammengefroren; mir blieb nur noch die volle Kontrolle über meinen Hals. Im Anflug des natürlichen Schutztriebs wendete ich meinen Kopf in die dem herannahenden Monster entgegengesetzte Richtung.

Mitten in der Bewegung schoss der Befehl durch meine Windungen: volle Fahrt zurück, voller Stopp der Maschinen. Vor mir, mitten auf der Straße, lag ein ungefähr fünf Zentimeter dicker, scharfkantiger, bössartig verknubbelter Stein, der mit dem Reifen und meiner Stirn eine lineare Dreiecksliaison hatte. Einem geübten Doktor in Physik sei es gestattet, diese Tatsache anzuzweifeln, alle anderen bitte ich, mir meinen Schmerz, der mich durchzuckte, meinen Körper parallel an mehreren Stellen vergewaltigte und mich erneut ins Delirium schickte, abzukaufen.

Trotzdem war es der klarste Moment, den ich in meinem bis dato kurzen, öffentlichen Leben hatte. In diesem hellen, von Sonne durchfluteten, blendenden, strahlenden, glückseligen Augenblick bekam ich am eigenen Leibe zu spüren, wie es sich anfühlt, wenn aus der negativen Stirn die Wurzel gezogen wurde. Wenn nun auch die Mathematiker mit der These kommen, dass man aus einem negativen Leben keine Wurzel ziehen darf, da es eine nicht definierte Existenz als Ergebnis bedeuten würde – wäre ich dann ein schwarzes Loch? Antimaterie? Gegen den reinen Materialismus bin ich – wie ich auch gegen das Abholzen des Bubinga-Baums im äquatorialen

Afrika protestiere – gleichwohl die Blockflötenindustrie bei einem Abholzverbot auf Alternativen umsteigen müsste –, aber ob ich – nichts zu sein ist schon allein durch die Wahl des Verbs ein Paradoxon – am nächsten Morgen erwachte ich als getarnter Muselman in der Ausnüchterungszelle der Polizei – in mir schrie alles, der Lärm war unerträglich, dessen ungeachtet, als ich mit dem Schreien endete, wurde es still um mich herum. Stille. Nun hatte ich fast alles. Ich war auf Schmerzmitteln, empfand die Ruhe als Gunst, und das Einzige, das mir fehlte, war mein Zuhause! Ich wurde entgegen meiner Erwartung erneut vor die Türe gesetzt, vielleicht gibt es ja eine Art Bonusprogramm für Vieleinsitzer.

Ich trottete auf Schmerzmitteln Richtung Heimat, aber was musste ich erblicken, als ich in die Nähe meiner Zweizimmerdachgeschosswohnung mit Sonnensegeldach zum Aufschieben kam? Meine Haustür aufgebrochen, meine Blumen zertreten, kurzum: Meine Wohnung lag geschändet vor mir!

Ich ging auf Zehenspitzen, so langsam und vorsichtig wie nur möglich, auf meine Silbertonne zu und klopfte ganz leise an, so leise, dass, sollte jemand noch auf frischer Tat am Werke sein, mir die Möglichkeit blieb, ihn mit einem gezielten Schlag auf den Kopf auszuschalten. Während meiner Zeit als nicht arbeitssuchender Heranwachsender hatte ich den asiatischen Kampfsport Jiu-Jitsu erlernt – auch wenn mir zum Üben nie viel Platz in meiner Tonne blieb, da ich Treten lernte und im gleichen Moment dabei darauf achten musste, dass ich mein mühsam zusammengetragenes Interieur nicht zerstörte.

Jedoch meldete sich kein Dieb an der Schiebetür freiwillig zur Selbstaufgabe und ich begann, langsam, wie bei einem genagelten Reifen, die Luft aus meiner Lunge zu lassen und meiner Seele den Weg des Konfuzius zu bahnen, Frieden und Einklang mit der Luft um mich herum zu finden – im Allgemeinen sehe ich für die Luft als solche keine Probleme, sich in kürzester Zeit zu akklimatisieren – ein prägnantes Gegenbeispiel wäre etwa der Kuhstall. Die Last fiel von meinen Schultern ab und ich entspannte mich vollends.

Was die Sache dann aber noch grausiger für mich werden ließ. Kaum hatte ich meinen Puls auf normal gebracht, wurde die Schiebetür von einem kräftigen Ruck gepackt und aufgerissen. Drinnen, in meiner Wohnung, stand ein mittellanger, ausgemergelter Körper und zwei verschlafene Augen glotzten mich ziemlich arrogant an.

»Wer stört meine Ruhe?«, waren die Worte, die ich mir aus meiner eigenen Wohnung anhören musste.

Dies war der Beginn einer Diskussion, ob und wie ich auf diese Tonne Anspruch hatte. Mit meinem autodidaktischen Training der Präsident-von-Amerika-Methode des Immer-Rechthabens wollte ich ihn bezwingen.

Problematisch war vor allem, dass ich mich nicht als Hauseigentümer sonderbarer Art eingetragen hatte, weder im Handelsregister noch beim WWF. Somit war ich nicht in der Lage, einwandfrei nachzuweisen, dass mir diese Eigentumswohnung die letzten zwanzig Jahre gehört hatte, und mir von Rechts wegen zumindest eher zugesprochen werden müsste als dieser bazillenverseuchten, alles in allem fragwürdigen Person.

Vermaledeit, dachte ich mir, wog das Für und Wider ab und entschied schlussendlich, dass ich vor jedem Gericht der Welt den Kürzeren ziehen würde. Artikel 845 Absatz 6 Zusatzbestimmung b4 des Weimarer Grundgesetzes »Aufgestanden, Platz vergangen« ließ meine Hoffnungen gen Null sinken.

Es blieb nur Gandhi. Ich musste in den Sitz- und Fastenstreik treten, dem unnachgiebigen Tonnenhauser und -besetzer die Möglichkeit nehmen, an seiner Umwelt teilzunehmen. Ich suchte mir einen Klappstuhl, bekam von einer freundlichen Schülerin ein Blatt Papier und einen Stift und schrieb mir eine Protesttafel. Der Inhalt trägt aus Gründen des Rechtsschutzes hier nichts zur Sache bei. Ich kann nur sagen, dass Herr Schiller sicherlich viel Spaß daran gehabt hätte, wenn sein Spruch für eine gerechte Sache geworben hätte.

Anfangs hatte ich noch genügend Kraft, um um die Tonne herum zu stiefeln und Parolen zu schreien. Doch mit der Zeit ließen mich meine Stimmbänder und kurze Momente später auch meine Beine im Stich, so dass ich mich setzen musste; das Banner lag nunmehr auf meinem Schoß. Nicht, dass ich es geplant hätte, dennoch kam ich auf diese Weise unverhofft zu meinem ersten richtigen Job. Ich saß auf dem Stuhl und bekam Geld dafür. Marktlücke? Ich sollte Jahre später erkennen, dass eine gewisse Gruppe Menschen diese Arbeit bereits sehr lange ausübte, sie gehört quasi wie das Horizontale zu den ältesten Gewerben der Welt. Die Menschen wollten mir ihre finanzielle und mentale Unterstützung anbieten und schmissen Münzen in meinen Schoß. Innerlich dankte ich jedem einzelnen dafür, dass er sich zeigte und die Ungerechtigkeit, der ich aufgesessen war, mit aller zur Verfügung stehenden Moral anprangerte.

Auch wenn ich bis zu diesem Zeitpunkt eher skeptisch auf die Menschen in meinem Umfeld reagierte, änderte sich meine Meinung mit jedem, der sein Innerstes nach außen kehrte, den inneren Schweinehund besiegte, Fünfe grade sein ließ und mir seine mit Speichel bespuckte Hand zum Schulterchluss reichte. Man muss die Menschen an den sprichwörtlichen Hörnern packen, bei Frauen ist das eher sprichwörtlich gemeint. Man muss ihnen die Hörner so lang ziehen, seinen Körper und Geist so elendig lange im Dreck suhlen, dass selbst die senilsten und verschrobensten Figuren einem Geld in die Mütze schmeißen, auch wenn sie nur damit bezwecken wollen, dass ich aus ihrem Blickfeld verschwinde.

Gut, diesen Gefallen konnte ich ihnen nicht tun, aber der Wille zählt. Bereits mein Großvater, den ich nie kennengelernt habe, sagte niemals zu mir: „Junge, der Wille ist alles, und solange der Weg

das Ziel ist, kann dem Ziel auf dem Weg dorthin nichts geschehen.“ Es war schon ein kluger Mann, mein Großvater. Auch wenn er nicht allzu viel an meine Mutter weitergegeben zu haben schien. Bitte werten Sie das nicht gegen meine Mutter – aber kommt es Ihnen nicht komisch vor, dass sie mit fünfzehn schon ihr erstes Kind bekam? Und war es überhaupt ihr erstes?

Fragen über Fragen und keine Antworten! Früher, als ich klein war und mir als passioniertem Autodidakt eigens Sprechen beibrachte, schlichen sich hier und da Fragen in mein Hirn. Da ich allerdings nicht einen in meiner näheren Umgebung hatte, den ich mit diesen Fragen konfrontieren konnte, musste ich sie mir selber beantworten.

Glauben Sie mir, es gibt ein simples Mittel, die Frage loszuwerden, wenn sie drückt: Sprechen Sie die Frage laut aus. Danach wiederholen Sie den Satz und setzen am Ende ein Ausrufezeichen. Problem gelöst: Es ist keine Frage mehr!

Zurück zu meinem Anti-Hebammenopfer, meiner entbindenden Mutter. Sie hätte mir zumindest einen Brief dalassen können, wenigstens etwas, womit ich meine Suche hätte beginnen können, doch nun saß ich hier, halb allein gelassen von der Welt, vertrieben aus meinem Heim, und musste um das Einzige kämpfen, das mir etwas bedeutete: meine Mülltonne.

Tag ein, Tag aus machte ich diesen dreckigen und manchmal langweiligen Job, bei Wind und Wetter, bei Hagelstürmen und bei drohenden Einschlägen von Interkontinentalraketen einer unbekannten Macht aus einem der Länder, die als Brut des Bösen allseits diplomatische Bekanntschaftsstatus erreicht haben, doch ich sparte mir in dieser Zeit das Geld zusammen, um mir eine richtige Wohnung – mit einer neben der Haustüre angebrachten Hausnummer – leisten zu können. Eine mit Meerblick!

Ich wollte dem alten Penner in meiner Mülltonne sagen, dass ich kleinbeigab, dass er gewonnen, gesiegt und mich vernichtet hatte, obwohl ich wusste: Der Klügere gibt nach! Aber was musste ich mit ansehen? Dass er vor einiger Zeit gestorben war und von ihm ein modrig-süßlicher Geruch ausging. Mir war nicht aufgefallen, dass ich ihn mit meinem Sitzstreik über die Zeit ausgehungert hatte, und der Geruch war zwar sehr stark, hatte aber eindeutig Mülltonnenflair. Was sich Sozial- und Politikwissenschaftler seit den Tagen eines unbewaffneten Widerstandes fragten, konnte ich mittels dieses Selbstversuchs klar und deutlich eingrenzen: Es funktioniert, seinen Gegner auszuhungern; die eminent als erstes zu klärende Frage bleibt aber bestehen: Wie komme ich in die Position, dass ich meinen Gegner aushungern kann? Gewaltlos ist das schwierig, aber die Wissenschaftler finden bestimmt irgendwann eine Antwort!

Wie immer Sie auch die Antworten finden werden – auch wenn ich niemals verstanden habe, warum Menschen einen Atombombentest machen mussten, um zu erkennen, dass die Entdeckung nicht allein eine friedlich nutzbare Kernenergie für die Menschheit bedeutet.

Just in diesem Augenblick, als ich die Insekten von oben bis unten an dem Körper des Hausbelagerers betrachtete, kam mir der Gedanke, ob ich meine alte Wohnung, rein aus sentimental Gründen, wieder in Besitz nehmen sollte. Neureich, aber sentimental, immerhin war diese silberne Tonne mehr als zwanzig Jahre mein Hort der Glückseligkeit gewesen.

Nun ja, entschied ich, in so einer Bruchbude, die man wahrscheinlich nie wieder von diesem Gestank befreien konnte, wollte ich nicht mehr leben. Schlussendlich zog ich in meine neue Wohnung, die mit Meerblick. Ich muss nun zugeben, dass Meerblick sich verlockend nach Lüge anhört, doch muss ich zu meiner Verteidigung sagen, dass es ein Lesefehler meinerseits gewesen war.

Ich hatte keinen Blick auf den blauen Ozean – was man allgemeingültig für einen Meerblick benötigt –, nein, ich hatte eine Wohnung im Abrissviertel bezogen, in einem Haus, das kein Dach mehr hatte. Ich hatte mehr Blick und mein blauer Ozean senkrecht über mir half ab und zu, meine Pflanzen in der Wohnung zu gießen. Nicht dass ich viele Gaia-Wesen in meiner Behausung gehabt hätte; nur ein paar Hanfpflanzen, um die täglichen Kosten einigermaßen decken zu können. Denken Sie jetzt bitte nicht, dass ich einer von diesen gemeinen, schmierigen und arbeitsunwilligen Jugendlichen Mitte zwanzig war, der versuchte, andere, normalere, aus übertrieben reichen Familien stammende und zugleich penibel von Helikoptereltern erzogene Kids, bei denen die Freunde nicht nach Wesen, sondern nach Kreditwürdigkeit eingestuft werden, dazu zu bringen, sich ihr Leben zu versauen!

Wobei ich in diesen Fällen einräumen möchte, dass diese Ich-habe-ein-Kind-aber-interessiere-mich-nicht-mehr-dafür-Eltern es auch ohne Beihilfe von Drogendealern schaffen, ihren Kindern den Sinn für Lebensnähe und Realität, das Gespür für das Miteinander zu nehmen und ihnen einzuimpfen – der Trichter, durch den der ganze Bockmist passt, muss eigentlich noch erfunden werden –, dass ein Kind, das seinen Lebensunterhalt erarbeiten muss und nicht ererben kann, es nicht wert ist, dass man eine nähere Beziehung aufbaut, außer als hauseigener Angestellter (Titel in früheren Werken der Südstaaten Amerikas oder der Kolonialnationen ist hinlänglich bekannt).

Zurück zu meinen Drogengeschichten. Ich machte mich nur an die heran, deren Leben bereits vollends im Eimer war. Jene, die ihre siebte Entziehungskur soeben mit einem sozialpädagogischen Diplom in Allgemeindemagogie überstanden hatten und sich nach drei Tagen fragten, wie sie das Leben, das in der Realität deutlich härter als auf einem Trip ist, bewältigen sollten und schlussendlich wieder zu Drogen griffen, nur um in die Suchtklinik zurück zu dürfen, wo für sie gekocht wurde, und die ihnen eine Möglichkeit gibt, ihr verkorkstes Leben würdelos dem Ende entgegensteuern zu lassen.

Auch wenn ich heute erkenne, dass dies eine Schutzlüge von mir und für mich selbst war, so kann ich dennoch stolz und standhaft behaupten, nie einen anderen Menschen zum Drogenkonsum

verführt zu haben, obwohl – das habe ich sicherlich einzugestehen – ich auch niemanden davon abbrachte.

Womit man wieder bei der Frage ist, ob es überhaupt möglich ist, einem Gehirn, das den süßen und genialen Moment nach dem Einwerfen eines Trips kennt, einzureden, dass dies zum unweigerlichen Abschmelzen der Hirnrinde führt. Auch wenn ich einigen Sozialpädagogen in dieser Frage recht geben möchte, kann ich es nicht, denn warum machen Drogenabhängige jedes Mal wieder diese absoluten Tiefpunkte mehr als freiwillig durch, die nach einem Höhenflug ohne Ausnahme kommen – ein Boden ohne Fass – trotzdem musste irgendwie Kohle in meinen Haushalt fließen.

Meine Dreitausend-Watt-Subwoofer-Anlage zog mächtig Strom von meinem Nachbarn, und ich musste meine neue Katze füttern. Sie haben richtig gelesen, ich habe mir ein Haustier zugelegt. Ein pelziges Wollknäuel, das sich an kalten Winterabenden mitunter auch als Wärmeflasche eignet – was allerdings schwierig ist, das muss ich in Versuchen feststellen –, der Katze durch einen selbstgeklebten Trichter aus Glückskeksen heißes Wasser einzufüllen. Aber das nur in der Mitte. Derweil am Rande – wenn man nie gelernt hat, für sich selber zu sorgen, bedarf es eines Haustieres, mit dem das Üben möglich ist, denn die Katzen murren nur, wenn es absolut gar nicht mehr geht. Als Gegenbeispiel sei hier angeführt, dass, sollte man auf die Idee kommen, zum Üben ein Menschenkind im Supermarkt mitzunehmen, dieses nur schreien und quengeln würde. Dagegen sind Katzen niedliche und nette Tiere. Manchmal launisch, aber mit Futterentzug kann man auch diese kleinen Nervensägen kaltstellen.

Vor allem aber gab mir Enzebar, so hieß meine Katze, Sicherheit und ein warmes Gefühl in der Magengegend. Wenn Sie gegenwärtig daran denken, wie ich meine Katze gemästet habe, um das wohlige Gefühl im Magen – ich muss aber sehr darum bitten, für was halten Sie mich denn? Enzebar war mehr als nur meine Katze, sie war gleichzeitig mein Kopfkissen, mein Dosenöffner, mein Gartenpflug und natürlich mein Wachhund. Wenn der Postbote kam, hatte ich keine Angst mehr, die Tür zu öffnen, um einen neuen Mahnbescheid unterschreiben zu müssen. Auch wenn jemand von den Zeugen Jehovas – obwohl ich gestehen muss, dass ich in all den Jahren nie etwas von einem Prozess gegen einen Mann, der Jehova hieß, in den Zeitungen gelesen hatte – vorbeikam und mich drangsalierte, dann nahm ich einfach meinen Kleinraum-Tiger und schmiss ihn in deren unbewegliche Gesichter. Wachturm hin oder her, Ruhestörung muss aktiv und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpft werden.

Diese Art von Mensch soll froh sein, dass ich kein Waffenschieber im Kaukasus bin und Ivan mein Mädchenname ist. Ich allein wache auf meinem Turm, denn trotz der schlagartigen Überfälle morgens um halb acht hatten diese Menschen zumindest ihrem Publikationsorgan einen programmatischen Namen gegeben, den ich subjektiv voll unterstützen konnte. Objektiv gesehen

hätte dieses Magazin auch Fragment des überproportionalen Katholizismus und deren angrenzenden Interpretationsschwierigkeiten heißen können.

Schade nur, dass meine Enzebar, mein liebstes aller lieben Lebewesen, eines Tages an einer Überdosis Katzenmilch starb. Ich glaube, sie hat heimlich von meinem Dope genascht, aber einwandfrei nachweisen konnte ich ihr das nie. Im Grunde der Sache hätte ich eine Obduktion und eine Untersuchung des Mageninhaltes anordnen müssen, aber ich halte nichts von Leichenschändung – mit Ausnahme von gut getarnten Erberschleichungsmaßnahmen –, da man, wenn man der uralten Oma einen teuren Diamantring in den Rachen stopft, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen kann: erben und nochmals erben – wenn man die Leiche des Nachts ausgräbt. Unter solchen Umständen bin ich zwar kein Freund der Leichenschändung, jedoch sehe ich einen triftigen Grund für diese Tat; doch bei Enzebar sah ich keinen Anlass.

Andererseits kann ich mir auch nicht sicher sein, ob ich nicht die Instantmilch mit, sie wissen schon, verwechselt habe – zumindest ließ das breite Grinsen meiner toten Mieze einige Rückschlüsse darauf ziehen. Besser mit einem goldenen Schuss abtreten, als durch die Straßen zu laufen und ein Hundeleckerbissen – quasi die tierische Version einer Straßenschlampe – darzustellen.

Dennoch wollte ich ihr noch ihre letzte Bitte erfüllen. Ich ging ins Pfarramt, sprach mit einem Geistlichen und bekam als Antwort, dass der Papst keine Katzenbestattungen vornimmt. Auch weder der Bischof noch der Pastor der Kirchengemeinde. Wie aber sollte meine heißgeliebte Mieze in den Katzenhimmel eintreten können?

In meinen schwärzesten Träumen malte ich mir aus, wie Enzebars Seele vor dem Katzenteufel stand und mit ihrem verdopten Blick dem Herrscher der Unterwelt vormiaute, dass sie aber, wenn keine Möglichkeit auf den Katzenhimmel bestehe, sozusagen als Ausgleich, die rechte Hand des Teufels werden wolle. Im Grunde war ich gezwungen, vorzusorgen. Bei einer möglichen Reinkarnation meinerseits als Katze könnte es rein theoretisch passieren, dass mein Leben durch eine unsauber durchgeführte Bestattung des leblosen Körpers meiner ehemals lebenden Katze Enzebar, versaut und zur Qual würde.

Ich erinnerte mich an ein Buch, das ich im Alter von drei Jahren in den Händen gehabt hatte: Ägyptische Methoden zur Konservierung von ehemals lebenden Körpern und deren anschließende Einkehr in das Reich der Toten und maßlos selbstüberschätzter Anführer kriegerischer Heere in sumerischer und babylonischer Urzeit.

Eine Übersetzung war nicht aufzutreiben, zumindest keine, die wahrhaftig echt erschien, und Altägyptisch ist nun keine Sprache, die autodidaktisch leicht zu erlernen ist. Folglich blieb mir nur ein Mumienfilm als mögliche Quelle. Ich ging also in einen Drogeriemarkt, kaufte Mullbinden und eine Schere und begann, meiner Katze durch die Nasenlöcher das Hirn herauszuziehen. Kurze Zeit

später hatte ich sie mit einer lang anhaltenden Feuchtigkeitscreme einbalsamiert und konnte sie in einer Sushi-Rolle einrollen.

Doch das nächste Problem wartete bereits: Nur das Buch der Toten gab mir die Möglichkeit, wirksam sicherzugehen, dass meine Mieke auch nicht vom Dämon der Finsternis auf ihrem Weg ins Nirwana aufgehalten wurde. Ich schnappte mir einen Atlas und schlug nach, weil ich wissen wollte, wie weit ich schwimmen müsste, um Ägypten zu erreichen und ob dies in zwei Wochen zu schaffen sei. Geplant war, in sechs Wochen zurück zu sein, rechtzeitig, um die Frist der siebenzig Tage der Totenwache, bevor der Tote in das Himmelsreich einziehen kann, einzuhalten.

Mein Trip wurde dann aber länger als beabsichtigt, viel, viel länger. Auf meiner siebenunddreißigtägigen Reise durch Ägypten stellte das Wetter weniger ein Problem dar, eher die Tatsache, dass das Buch schon vor einigen Jahren in dem eben genannten Film vernichtet wurde. Obwohl das ägyptische Konsulat für die Ausführung urheberrechtlich geschützter Artefakte ehemaliger Herrscher und deren Untertanen eigentlich hätte wissen müssen, dass die Produzenten in Hollywood nichts für Geschichte und deren korrekte Darstellung übrig haben.

Damit hatte ich urplötzlich eine neue Aufgabe: Ich musste Altägyptisch lernen und fand auch einen Lehrer, der es mit den neuesten, aufgeschlossenen Hypnose-Methoden schaffte, mir in einem Crash-Kurs innerhalb von nur zwei Stunden diese tote Sprache beizubringen. Eines will ich hier jedoch anmerken: Da ich ein wenig Ahnung von leichten bis mittelschweren Drogen habe, glaube ich nicht an seine Art der Hypnose, die dieser Fakir mir andrehte – in mir schlich der leichte Verdacht herauf, dass ich, vollgepumpt mit halluzinogenen Drogen, auf eine Reise ins Jenseitige, ins Vergangene aufbrach, von der er mich nach zwei Stunden – übrigens zum Studentenreisetarif – wieder nach Hause holte.

Nichtsdestotrotz beherrschte ich nun Altägyptisch und konnte nun frischen Mutes ans Werk gehen, jegliche Hieroglyphen in den Pyramiden zu durchforsten und gegebenenfalls mit Brötchenpapier abzupausen.

An diesem Punkt muss ich etwas einschieben: Auch wenn viele es für unästhetisch halten werden, wenn ich ein mit Mayonnaise oder Remoulade beschmiertes Brötchenpapier nahm, um eine Darstellung des Urzeitlichen abzupausen, so will und muss ich hier zugeben, dass ich vorher und nachher die Wand gründlichst mit meiner Zunge von jedwedem Schmutz befreite, selbst von dem Schmutz, den ich nicht verschuldet hatte – zählt die deutsche Reinlichkeit nicht zum höchsten Standard der Welt? Nein! In unserer – ich möchte nicht alle über einen Kamm scheren, aber jene, die ich dazuzähle, hoffe ich, dass der Kamm spitze Stahlnägel hat – Wegwerfgesellschaft scheint es ein kleines Wunder darzustellen, wenn jemand etwas wieder herrichtet, was er gerade verunreinigt hat?

Die zwei oder drei Situationen, in denen mein Körper durch irgendein dubioses Gift einer ausgestorbenen Schlange halbseitig gelähmt war, stehen in keinem Verhältnis zu dem Schaden, den ich angerichtet hätte, wenn ich meine Verunreinigung nicht umgehend wieder entfernt hätte! Die Auswirkungen eines derart dreckigen Verhaltens können Sie in jeder größeren Stadt Europas bemerken, wo große Denkmäler und erhaltenswerte Gebäude von verantwortungslosen, frechen und unnützen Tauben vollgeschissen werden.

Ich plädiere hiermit öffentlich dafür, dass das Strafmaß für kackende Tauben Schritt für Schritt an die Strafe für Mord angeglichen wird. Denn es ist ein Mord an unserer Kultur, ein Mord an dem Selbstverständnis unserer Zivilisation, ein Mord an unseren geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Wenn nun jeder dahin scheißen würde, wo es ihm gerade passt – stellen Sie sich das einmal vor: Sie laufen durch eine Gasse und sind froh, wenn ihre Schuhe noch den sauberen schwarzen – oder gar weißen – Ton vom Leder behalten und nicht kackbraun und stinkend dreckig sind.

Erst später sollte sich in meinem Leben die Erkenntnis durchsetzen, dass die Tauben keineswegs für den Zerfall der Gebäude verantwortlich sind, sondern der saure Regen, der – na, raten Sie mal, wer den wohl verursacht – und denken Sie dabei bitte auch an den Stahlkamm – vom Himmel sein Reizwasser verteilt.

Kaum eine Fastenzeit später, nachdem ich einst in Cairo gelandet war, lüftete ich das Geheimnis: Die alten Ägypter, die Weisen, hatten gelogen oder sich selbst beschissen, damit ihre Pharaonen sie im Leben nicht so hart rannahmen. Meine persönliche Einstellung zu diesem Firlefanz um den Hokusfokus der Hottentotten-Priester im früheren Pharaonenreich hat sich einmal um die eigene Achse gedreht und kann nur noch als abgewichst beschrieben werden.

Weitere Stellungnahmen finden Sie in den einschlägigen Literaturverzeichnissen in Esoterik-Läden; ich verweise darauf, weil ich glaube, dass diese Art von Menschen einen besseren Draht zu irgendetwas Unnatürlichem hat als jene, die vor viertausend Jahren oder so mehr oder weniger richtig lagen, wenn sie voraussagten, dass in welchem Jahr auch immer der Nil wieder über die Ufer tritt. Das ist genauso stichhaltig, wie wenn ich sage, dass es morgen regnen wird, solange ich nicht sage, wo. Prost. Gute Heimreise!

An einem verregneten Sonntag – da haben Sie den Beweis: Es regnete – stand ich wieder vor meiner Haustür. Ich schloss sie auf und vernahm einen seltsamen Geruch. Die ganze Bude war von Tempelwächterkatzen verunreinigt worden – warum sollten auch jenseitige Wesen unsere Welt mehr achten als ihre? Ach ja, ein kurzer Nachtrag zu meiner Exkursion nach Ägypten: Dort erschienen mir die Wandmalereien, die Katzenverherrlichungen darstellten, wie präzivilisatorische Abziehbilder, aber was musste ich hier, zu Hause, feststellen? Die waren wirklich nicht stubenrein – ich will nicht wissen, was die ägyptischen Priester aus dem Unflat der Tiere gelesen haben!

Mir entwichte ein wichtiger Gedanke, somit nahm ich den nächstbesten: Hatte ich trotz aller Ablehnung des Glaubens an ein Totenreich, trotz allem destruktiven Pessimismus, den Weg dorthin, zu den Toten gefunden und das Tor zur Unterwelt geöffnet? Bei dem auf mein Immunsystem und meinen Gleichgewichtssinn übergreifenden Gestank stellt man sich zwangsläufig eine weitere Frage, rein aus der Erfahrung mit den weltlichen Abwassersystemen. Kombiniere den Styx – den Fluss, über den man drüber muss, um zum Hades zu gelangen – mit weltlichen Kloaken, und was kommt heraus? Ich gebe Ihnen vollkommen recht, wenn Ihnen nun der Gedanke kommt, dass es in meiner Wohnung mehr als erbärmlich stank. Ungefähr nach in faulen Eiern eingelegtem, feuchtem Trockenfisch, der von den Tempelwächterkatzen zum Gären gebracht wurde, mit Minze und Zitrone abgeschmeckt – allein für die anspruchsvollen Nasen. Prähistorische Art des Humus schoss mir durch den Kopf und tötete dort jede Art der Naturverliebtheit.

Freilich interessiert das keinen, was jedoch vor allem anderen die Aufmerksamkeit der aufmerksamen Leser auf sich aufmerksam werden lässt: Mein Enzebar war verschwunden, nur ein letzter Fetzen Papier verriet mir, dass sie in die Unterwelt verschleppt worden war. Keine Panik, dachte ich mir, die holst du wieder – Frage. Gegenfrage. Keine Antwort. Wieder vergessen.

Dem ungeachtet musste zuerst etwas zum Essen gefunden werden. Seit ungefähr meiner Abreise hatte ich nichts mehr gegessen und bekam nun ein leichtes Hungergefühl, das vor allem schwangere Frauen als permanenten Zustand beschreiben – nach Gewürzgurken, Currywurst, drei Honig- und drei Nutellabrotten und dem krönenden Abschluss einer halben Sachertorte.

Und wie das mit unliebsamen Hausbesetzern so ist, sie lassen alles da, auch einen leeren Kühlschrank. Mistviecher. Rattenfänger. Taugenichtse. Kühlschrankleerzurücklasser. Fehlt noch Turnbeutelvergesser oder Warmduscher? Nein, so weit würde ich nicht gehen. Ich vermute, dass ägyptische Unterweltskatzen keine Turnbeutel kennen, und auch gehe ich davon aus, dass sie, wie ihre weltlichen Verwandten, das nasse Wasser hassen.

Was mich wiederum auf eine Geschäftsidee bringt. Ist es möglich, trockenes Wasser herzustellen? Für die Raumfahrt getrocknetes Wasser? Schweres Wasser gibt es schon, leichtes Wasser auch, überschwappendes aus der Kläranlage, aber gab es trockenes Wasser? Zwei Minuten plante ich meine zukünftige Karriere, als der Hunger wieder durchschlug, mit aller Härte, die ein schwarzes Loch in der Front meiner Bauchspeicheldrüse aufbauen kann, wenn man nicht aufpasst.

Wo bekam ich um diese Uhrzeit – es war zwei Uhr nachmittags – billige, quasi kostenlose Nahrung her? Ich hatte alles Geld ausgegeben und meine Hanfplantage war von den Tempelwächterkatzen geplündert worden. Dafür hatte ich aus tiefstem Herzen vollstes Verständnis. In der Hölle macht es wohl kaum einen Unterschied, wenn man neben Töten, Morden, Morcheln, Vergewaltigen, Spannen und Videos von der Nachbarin drehen, Klauen und Dope rauchen hinzufügt.

Mit der Menge Hanf, die diese Tempelwächterkatzen mitgenommen hatten, denke ich persönlich, können sie sich sicherlich einige Monate den Schmerz von der Seele dopen. Mit dem Ammoniak, der aus den heißen Quellen dringt, eine gute Mischung, um schneller süchtig zu werden – Anmerkung meinerseits: Ich sehe mich auch hier nicht in der Verantwortung, ein anderes Wesen in die Abhängigkeit getrieben zu haben!

Dem allgemeinen Verständnis entgegen machen Drogen nicht süchtig. Gegenbeweis, per induzierter Spule? Einer, der keine Drogen nimmt, wird durch Drogen auch nicht zur Unsucht gezwungen. Quo errat demonstrator (Die Quote der ratlosen Freiviecher bei Demonstranten).

Bei meiner Rückkehr wäre der Hanf so oder so verdorrt gewesen. Im Grunde meines Herzens schloss ich Freundschaft mit den Dieben meiner Katze und kam zum Schluss, dass die Hölle zwar nicht das ist, wo meine Enzebar sein sollte, aber sie war zumindest unter Gleichgesinnten. Und kratzbürstig war sie zur Genüge, um mittelfristig in dieser Elitetruppe der außerzeitlichen Entführer aufgenommen zu werden. Außerdem kamen mir leichte Zweifel an der Sachlage, dass man mich wohl eher nicht in die Katzenhöhle reingelassen hätte – selbst wenn ich es versucht hätte, spätestens dem dritten Wächter wäre wohl aufgefallen, dass mein Schwanz nur angeklebt ist.

Der Hunger übertünchte den Schmerz und die Erinnerung an meine ehemals geliebte Katze. Der Zoo. Meine letzte Rettung. Ich nahm einen Löffel von zu Hause mit, fuhr auf dem Dach der U-Bahn – hielt mich dabei an dem Stromkabel über mir fest, ein leichtes Kribbeln in der Magengegend ließ mich innerlich verwundert grinsen – falls Sie gedenken, diesen Versuch nachzumachen, ich empfehle Ihnen einen akuten Milzriss, dann kribbelt es am stärksten – bis zum Eingang des Tierparks und begann mich unter dem Zaun durchzulöffeln. Keine vier Minuten später hatte ich die achtzehn Meter lange Strecke unterbuddelt.

Drüben, quasi hinter der Mauer (manche Ostdeutschen kennen dieses Gefühl, auch wenn man hier anmerken sollte, dass diese Szene eher für den umgekehrten Weg steht), sah ich in weiter Ferne das Gehege für die Löwen und wusste noch aus alten Mülltonnenzeiten, dass um 17:30 Uhr Löwenfütterung war. Rohes, nacktes, blutiges, wahrscheinlich noch warmes, an manchen kalten Tagen dampfendes Fleisch.

Meine Zunge rollte sich schon beim Gedanken an das dampfende Fleisch in die Speiseröhre. Ich vernahm das Klicken der Tür, die in den Zwinger führte. Mein Signal, loszurennen!

Ich spurtete in Nichtskommanichts den Weg entlang, sprang mit einem Neun-Meter-Weitsprung über den Graben, mit einer doppelten Hechtrolle über den sechs Meter hohen Zaun und drängte mich in typischer, männlicher Löwenhaltung zwischen die hungrigen Tiere. Anfangs hatte ich das Gefühl, die Tiere würden mich nicht als einen von ihnen akzeptieren, aber als ich dem Anführer in einer mit allen Bandagen geführten Diskussionsrunde mein Problem des ultimativ drängenden

Urhungers dargelegt hatte, nahmen sie mich wie einen Bruder in die Mitte und es ging ab zum Essen. Und es gab das rohe, nackte...

Viele Menschen halten mich für einen Phantasten. Löwen und Fleisch, das sind Pflanzenfresser, liebe Miezchen, die weglaufen, wenn ein größeres Tier in ihre Nähe kommt. Mitnichten, die können ganz große Zicken sein – wie alle Katzenarten. Übrigens : Kennen Sie Elefanten? Nach den Menschen die größte Landtierart – wenn man das Ego messen würde? Das, und in diesem Fall meine ich die Elefanten, sind die direkten Nachfahren der urzeitlichen, ägyptischen Großwildkatzen, haben sich aber, um sich besser an ihre Umgebung anpassen zu können, evolutionär in eine andere Richtung entwickelt als die Löwen – aber das hier nur am Rande.

Mit vollem Bauch, gesättigt und glücklich, führte mich mein weiterer Weg aus dem Zoo zurück nach Hause. Zu Fuß brauchte ich circa vier Stunden, da mein voller Bauch mich zwang, auf allen Vieren zu kriechen. Falls einige von den Lesern Biologie nach der zweiten Klasse abgewählt haben, möchte ich Ihnen das Miteinander-Hand-in-Hand-Gehen von Mutation und Evolution hier nicht erklären. Vielmehr möchte ich von meinen Gewissensbissen berichten, die ich in Bezug auf mein Vergessen meiner ehemals fröhlichen und aktiv-naiven Katze Enzebar hatte.

Auf dem Rückweg nahm ich mir die Zeit, eine Taktik für Enzebars Rettung bereitzulegen. Ja, ja, eben noch hieß es, dass ich die Suche aufgegeben habe, aber es ist nicht leicht, sein liebstes Haustier in die grausame Unterwelt ziehen zu lassen. Die Frage war, ob ich nach einfachsten psychologischen Denkmustern, wie Rambo Munition zu bunkern und dann mit allem, was das Arsenal hergab, einen frontalen Angriff starten oder doch lieber wie Bugs Bunny es mit Möhrchen und Cleverness versuchen sollte.

Mein größtes Problem war, dass es keine gesicherten Informationen über Kämpfe gegen Unterweltsviecher gab, denn in allen als Referenz geltenden Filmen kämpften die Darsteller mit den unterschiedlichsten Waffen und Taktiken. Wenn ich die schlechten B- oder C-Movies der Siebziger als Basis nehme, dann reicht sogar schon mein Mundgeruch aus, um die Elendigen zu besiegen, doch glaubt man den neueren Streifen, die zumeist auf besseren, weil neueren, wissenschaftlichen Ergebnissen aufbauen, dann muss man vielerlei Techniken beherrschen, denn jede Figur auf dem Schachbrett des Satans besitzt nur eine Stelle, an der sie angeknabbert und ins Ewige zurückgeschickt werden konnte.

Wie Achilles, dem seine Ferse zum Verhängnis wurde, konnte man bestimmt solche Unterweltskatzen je nach Art entweder an den Klöten, am Schwanz oder nur an der M****falle verletzen. Und will man dorthin greifen, mal ehrlich? Außer man ist Schotte und packt nicht nur dorthin, sondern reißt sie den Viechern mit aller Gewalt aus, brät sie – ich gehe kurz kotzen – dann kann ich wenigstens wieder aufrecht stehend weitergehen.

Allein, es sollte alles anders kommen. Die Bushaltestelle Nord-Nord-Südost namens Süd meiner Heimatstadt hatte die komische Angewohnheit, allerlei Getier eine Wohnung zu bieten. Und dort traf ich dann auch meine neue Lebensabschnittsgefährtin, eine Siamkatze, fett, voller Haare und unglaublich hässlich, aber dafür anschiemig und warm, ideal, um im Winter unter dem Pulli für etwas Wärme zu sorgen; und sollte sie eines Tages mal zugrunde gehen, konnte man immer noch etwas Nützliches aus ihrem Fell machen, zum Beispiel eine Zahnbürste mit den kurzen, stoppeligen Haaren oder eine Schamhaarprothese mit den längeren, krauseligen.

Enzebar, meine Ex, war kurzerhand vergessen, auch die im Grunde schon durchgeplante Rettungsaktion. Zwei Monate und drei Gedanken meines Lebens geopfert für eine Katze, die ich bereits bei der erstbesten Gelegenheit vergaß! Ich erkannte, dass ich sie nie wirklich geliebt hatte. In meinem Innersten musste ich erkennen, dass es viele verschiedene Arten der Liebe gibt. Liebe zu Franziskanermönchen als Beispiel für platonische Lieben, freundschaftliche Liebe zu Horizontalgewebler*innen, freche Liebe zu Früchtchen, neutrale Liebe zu Belanglosem, fanatische Liebe zu militanten Führern, friedliche Liebe zu Lageratmosphäre, aggressive Liebe zum Ehepartner, kurzum: Es gab viele Formen der Liebe.

Sinnkrise. Tiefe, melancholische, schwermütige, trübsinnige, kopfhängerische, gemütskranke, psychopathische, mutlose, schwerblütige, elegische, schmerzliche Sinnkrise.

Man sieht, dass sich über dieses Thema bereits vielleicht ein wenig zu viele Autoren mit krankhafter Neuausbildungsucht von Wörtern ausgelassen haben. Tiefer als der Marianengraben, wasserreicher als der Pazifik, schwerer als alle Sünden der Erde. Ich hatte mein Herz verraten und verkauft. Ich bin meiner selbst abtrünnig geworden. War ich das wirklich?

Nun überschlugen sich die Ereignisse. Vielleicht kennt der eine oder andere diese Situation. Man steht vor seinem Haus, es kann auch vor dem Fernseher sein, und man weiß nicht, ob das, was man gleich vorhat, sollte es überhaupt etwas sein, auch wirklich Spaß macht. Sollte man sich nichts vorgenommen haben, bleibt als Alternativwahl die Frage nach: Was nun tun? Oder habe ich überhaupt die Laune, über etwas nachzudenken, von dem ich jetzt schon weiß, dass es mich dermaßen annerven wird, dass selbst der größte Comedy-Sendungen-Fan, der ich nun einmal bin, es nicht schaffen würde, die Stimmung minimal zu heben?

Woher nimmt diese Welt nur die Kraft, eine solche Langeweile zu schaffen, eine, die einen morgens schon mit dem ätzenden Gestank des Sinnsuchens weckt und die einen abends einschlafen lässt, ohne auch nur einen Weg gefunden zu haben, das Gefühl zu beschreiben, geschweige denn zu bekämpfen oder gar loszuwerden?

Für nichts anderes schreibe ich diese Geschichte. Ich vertreibe mir die Zeit, nicht um Ihnen von der Langeweile zu erzählen, die Ihnen bestimmt schon die letzten drei Seiten über die Buchstaben gelaufen ist. Falls jetzt Ihre Lust, weiterzulesen, vergangen ist, kann ich Ihnen nur raten: Gehen Sie

schnellstmöglich ins Bett, denn morgen ist ein neuer Tag, und der bringt vielleicht Besserung. Nun ja, vielleicht für den, der daran glaubt.

Wenn Sie sich aber entschließen, weiterzulesen, dann garantiere ich nicht, dass es besser wird, weder mit dieser Geschichte noch mit Ihrer Sinnsuche. Und einmal ehrlich, ich glaube, niemand, der einen Sinn in seinem Leben gefunden hat, liest eine Geschichte, die ihm oder ihr eventuell Zweifel bringen könnte, dass der eingeschlagene Weg doch nicht der richtige ist.

Aber lassen Sie sich nicht von mir verwirren. Ich suche meinen Weg, suche ein Ziel, dann den Weg oder andersherum. Mit Sicherheit kennen Sie das: Sie haben ein Ziel vor Augen, finden aber keinen Weg dorthin. Ist dann das Ziel sinnlos oder sollte man so lange weitersuchen, bis man einen Weg findet? Normalerweise keine Frage, aufgeben gilt nicht, also sucht man weiter, aber was, wenn es eine suboptimale Lösung gibt, die mit deutlich weniger Mitteln erreicht werden kann – einige Beispiele: Ehe, Kinder, Miete, Kleinwagen, Kleinkaliber-Gewehre, Spielzeugpanzer, Las Vegas, Hollywood?

Beginnt man dann abzuwägen, wie viel man von seinen Wünschen und Sehnsüchten erreichen kann, wenn man die einfachere Lösung anstrebt? Fragen über Fragen, doch wenn Sie meinem Gefühl trauen wollen, sage ich Ihnen: Glauben Sie immer an das Größere, an das Unerreichbare, geben Sie sich nicht mit kleinen Schritten zufrieden. Oder doch nicht? Scheiße, lassen Sie mich in Ruhe mit dem Mist und verkacken Sie Ihr eigenes Leben, bloß machen Sie mich nicht dafür verantwortlich.

Was? Sie meinen also wirklich, dass Sie das nie von mir verlangt haben? Oh doch, das haben Sie, oder warum lesen Sie gerade meine Geschichte? Man kann alles fragen, aber nicht alles wissen, sagte schon mein Großvater zu einem anderen als mir, Sie wissen schon, der im Ersten Weltkrieg unter die Ketten eines Panzers kam, oder doch nicht, war es der andere? – Großvater oder Weltkrieg – na ja, auch egal, ich habe beide nicht kennengelernt.

Habe ich schon erwähnt, dass ich amerikanische Sitcoms zugleich liebe und hasse? Sie spiegeln ein völlig falsches Bild der amerikanischen und auch unserer Gesellschaft wider. Sie dienen allein der Belustigung anderer, nicht kommunikativer und nicht denkender Menschen, die nach einer Folge freudig strahlend behaupten können, die Moral hätte am Ende der Sendung wieder einmal über das Böse gesiegt. Oder denken bestenfalls gar nicht, dann kann dieser Abschnitt getrost übersprungen werden.

Aber ich kann ihnen eines verraten: Kinder hören niemals, und ich meine niemals, auf das, was die Eltern einem eintrichtern wollen. Diese vorzüglichen Comedians, die eine tolle Truppe um sich herum haben, schaffen es, die wirklich wichtigen Probleme, die eine Sendung thematisiert, bis auf das Letzte auszusaugen, um sie dann in einem großen, einsichtigen Finale aufzulösen. So stellt sich vielleicht eine Traumwelt dar, aber niemals die Wirklichkeit.

Und deswegen liebe ich diese Sendungen. Sie zeigen mir, dem Mülltonnenkind, die wahre Welt oder zumindest so, wie jedermann glaubt, dass sie außerhalb der eigenen vier Wände wäre. Nach zwanzig Minuten stelle ich den Fernseher aus und denke mir das Ende, das in einem Streit und einigen Ausrastern – mit legal erworbenen und geführten Schusswaffen – endet. Danach Fernsehkameras, tobsüchtige und ellenbogenerprobte Journalisten sowie ein Absperrband, das nur für die nicht zahlenden Zuschauer gedacht ist. Der Bürgermeister der Stadt tritt im Abendprogramm weinend auf und erzählt der geschockten Menge, dass alles dafür getan werde, dass diese Stadt wieder für die Eltern sicher gemacht werde, und ganze zwei Tage später beendet das Staatsoberhaupt seinen Urlaub, um der schon nicht mehr trauernden Gemeinde wieder die Schmerzen nahe zu bringen, diese aber schlussendlich damit abtötet, indem er ihnen beipflichtet, dass das ganze Volk hinter den Hinterbliebenen stehe.

Wundert man sich dann, dass Menschen, egal welche Sitcom sie sich auch anschauen, draußen, in der Realität, an Gewaltverbrechen vorbeigehen? Schöne, heilsame Welt!

Also merken wir uns: Nur eine Sendung, die vor dem Finale ausgemacht wird, ist wirklich erbaulich für das Leben, alles andere ist Weichspül-Romantik – dies halten Sie für eine gewagte Theorie? Dann will ich Ihnen nun eine präsentieren, die Sie nicht so einfach vom Tisch wischen können, die ich aber auch selbst nicht in allen Punkten für voll nehme.

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, aber die Aussage, die ich jetzt mache, ist sicherlich in ihrer Basis vollkommen überzogen und grundlegend auf falschen Tatsachen basierend, aber nur alleine über die Möglichkeit nachzudenken, eröffnet oftmals neue Perspektiven für die Wirklichkeit – ein System übrigens, auf dem die Geisteswissenschaften aufbauen.

Nun, was würden Sie mir ins Gesicht sagen, wenn ich behaupten würde, und die Position übernehme ich hier nun für einige Momente, dass, wenn es in den kommerziellen Filmen keine Happy Ends gäbe, die Welt deutlich weniger brutal wäre?

Ich betrachte das unter dem Aspekt, dass unsere Moralvorstellungen dadurch geprägt werden, von wem und was wir lernen. Sollte nun unsere Hauptquelle, neben den Eltern, das Hollywood-Fernsehen sein, dann ziehe ich hiermit eine klare Verbindungslinie zwischen häuslichen Gewaltszenen, Missverständnissen, falschen Idealen bezüglich Liebe und Vertrauen, Nicht-in-der-Realität-Leben und den Happy-Ends in den Blockbusterfilmen. Aber wie gesagt, bilden Sie sich eine eigene Meinung, doch lassen Sie mir meine.

Lotto. Kommen wir zu einer weiteren Illusion unseres Lebens. Wünschen wir uns wirklich Millionen von, was weiß ich, welche Währung Sie in Ihrem Land haben, nur um sagen zu können: Wir haben es geschafft, zwar nicht mit Fleiß und Schweiß, aber dafür hatten wir Glück? Nun gut, stellen Sie sich bitte einen Lottospieler vor.

Sehen Sie sich oder jemand anderen? Wenn es jemand anderes ist, wie kommt er Ihnen durch Ihre Phantasie? Wie ein Mensch, der gierig nach Geld strebt, wie einer, der am Abgrund lebt, oder wie jemand, der alle Hoffnung begraben hat und ihm nur noch dieser kleine Strohalm übrig bleibt? Nun ja, mir ist es egal, denn ich gewinne so oder so nie etwas. Mag vielleicht daran liegen, dass ich kein Lotto spiele. Aber wenn ich es täte, dann – doch ich möchte Ihre Zeit nicht verschwenden. Sollten Sie jedoch just in diesem Moment ans Lottospielen denken, dann möchte ich Sie nicht davon abhalten! Schnappen Sie sich Ihre Jacke, sollte es Winter sein, auch Ihre Mütze, im Sommer den Schirm gegen die starke Sonne, setzen Sie sich in die U-Bahn, ins Auto oder auf das Fahrrad und begeben Sie sich schnurstracks in Richtung Los, nehmen Sie viertausend von Ihrer Währung ein und hoffen Sie auf mehr.

Aus purer Großzügigkeit Ihrem Verlangen nach Geld gegenüber beende ich dieses traurige Kapitel der Spielsüchtigen nun, damit Sie nicht zu lange dem Trieb entgegenkämpfen müssen, der dort in ihrem Kopf schreit: Spielsucht!

Ich kenne da ein anderes Spiel, das mich jedes Mal fasziniert, wenn ich die Möglichkeit habe, zuzusehen: Reise nach Jerusalem. Tolles Spiel. Es hat so einen selektiven Charakter. Nur einer aus der Gruppe ist der Arme, die anderen sind die Glücklichen. Das Basisspiel eines heranwachsenden Demokraten. Einer ist immer der Dumme. Meistens in Amerika die sogenannten Randgruppen. Aber darauf wollte ich eigentlich nichts hinaus. Sondern darauf, dass ich wirklich nach Jerusalem gereist bin. Kurios, aber wahr: Ich wollte eigentlich nach Goa, dem Ferien-Frieden-Traum-Paradies verspäteter und enttäuschter Siebziger-Jahre-Hippies, doch ich landete schiedlich-friedlich in Jerusalem.

Nicht dass ich enttäuscht von meiner Reise und deren Ziel war, nein, das konnte ich nicht wirklich behaupten. Doch hätte ich gewusst, dass ich zum Schluss meiner Reise nach Jerusalem kommen würde, hätte ich mich nicht durch die sibirische Taiga schlagen müssen. Zum Glück hatte ich meine Siamkatze dabei, die mir in den saukalten Nächten wenigstens die Herzgegend warmhielt.

Anbei eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Stationen meiner Reise, um Ihnen nicht seitenweise Bilderfetzen aus einem groß bebilderten Marco Polo Katalog aufzuzählen: Eine Stadt in Deutschland (aus Gründen, die jedem bekannt und auch einleuchten sollten, werde ich nicht den Namen bekannt geben, denn wer kein Bock auf Groupies hat, der sollte sich davor schonen, irgendwelche Stalker heranzuziehen) – noch eine Stadt in Deutschland – wieder eine Stadt in Deutschland – eine deutsche Stadt vor der Grenze zu Polen – Stettin (Polen) – Lodz (Polen) – Memel (Litauen) – Smolensk (Russland) – Solikamsk (Russland) – Uchta (Russland) – ... - Magadan (wieder Russland, inzwischen habe ich die ganze Weite der Sibirischen Landschaft durchkämmt) – Ust-Jlimsk (Russland) – Ekibastus (Kasachstan) – Ulan Bator (Mongolei) – Quqihar (China) – Bombay (Indien) – Mesched (Iran, dort hätte man mich beinahe umgebracht,

weil ich durch mein fließendes Irakisch-Arabisch wie ein Feind klang) – und schlussendlich Jerusalem (Israel).

Wer für einen Abend eine derartige Weltreise unternimmt – das gleichnamige Spiel ist im Handel erhältlich, nein, ich bekomme dafür keine Werbeeinnahmen, aber ich habe alle Fähnchen als Erster eingesammelt – hat es am anderen Morgen verdient, sich in der Kajüte des Kapitäns eines Hochseedampfers unter dem Bett, mit den dort mietenden Ratten, bequem zu machen.

Die Reise war angenehm luftig, ausgenommen jener Momente, in denen der Kapitän geräuschvoll aus seinem Schließmuskel ausatmete. Direkt durch die Matratze in mein Gesicht. Überall auf der Welt kann es nach Heimat stinken.

Keine Ahnung, warum ich weg von zu Hause wollte, doch in meinem Innern war ich überzeugt, dass mir zu Hause die nicht vorhandene Decke auf den Kopf fiel. Ich hatte das Bedürfnis, mich auf eine Wanderung zu begeben, um den Traum des Vagabunden zu leben, die Härte des Lebens zu spüren, verschiedene Kulturen und Sprachen kennen zu lernen.

Auf der Fahrt durch die kathmanduische Meerenge nach dorthin, wo ich hinwollte, erhaschte ich eine alte, ausgelesene Zeitung, in der die Nachricht des diesjährigen Preisträgers des Zobelpreises bekannt gegeben wurde. Ein frankotürkisch-bosnischer Schwabe erhielt ihn für sein monumentales Spätwerk: Das Tagebuch eines Wanderers, das erst auf Seite siebzehn die berühmten Worte eröffnet, dass der Wanderer nach endlosen Qualen an seinem Ziel vorbeimarschiert ist – und erkennen muss, dass er niemals zurückkehren kann, denn eine Pilzvergiftung hat seinen Darm perforiert.

Kein Wunder, dass ihm der Preis posthumus – das bedeutet, auf unterirdischen Postwegen – verliehen werden musste – übrigens war das Bild gelungen – eine von gelb schimmernden Maden angeknabberte Leiche erhält eine glänzende Medaille. Was für ein rührender Moment! An einem sonnigen Tag im Mai, kurz nach meinem einundzwanzigsten Geburtstag, dockten wir im Hafen von Jerusalem an. Jerusalem hat keinen Hafen? Nein, aber eine Mauer! Eine mit vielen Menschen davor.

Als auch ich, wie es sich für einen nichtgläubigen Touristen gehört, davorstand und meine Klagen dem altherwürdigen Gestein an den Mörtel schmiss, kam in mir die Frage auf, warum die Mauer nicht längst zusammengefallen war. Eine starke Mauer steht allgemein für eine Art der Verteidigung. Und vor dieser stehen Menschen, die irgendwen anklagen. Wie in einem ähnlichen Konstrukt, dem Gerichtsprozess, kann nicht immer die Verteidigung gewinnen. Der reiche Verbrecher, der einen überbezahlten Schmalzbubi-Anwalt für seine ungerechtfertigte Freilassung beschäftigt, darf mit seiner Art nicht zum Maßstab der Regelung des Rechtes in einer Demokratie sein. Nun gut, in einer Diktatur darf es der Fall sein, aber dort nehmen die Menschen zumeist die Herrschaft des Einen als freudiges Ereignis an und sehen keinen Grund, sich in welcher Form auch

immer gegen den Tyrannen zu erheben. Warum auch? Was könnte denn Besseres kommen? Demokratie, Theokratie, Paläokratie, Numiskratie, Olivengarchie? Was?

Zurück nach Israel und seiner geteilten Hauptstadt Jerusalem. Weiterhin stand ich vor dieser Mauer, zusammengesetzt aus Steinen und Mörtel. Klage ich gerade vor etwas, von dem ich zu Hause nach allen vier Seiten umgeben war? Ich sprach manche Menschen an, die in betender Haltung ihre Klagen loswurden, und diese erzählten mir phantastische Geschichten von Glauben, Widerstand, Hoffnung und Backrezepten.

Was zum Geier ließ mich an diesem Punkt der Erde verharren? War es der Glaube an Gott? Die Schönheit des Momentes? Nein, es waren die Menschen, die hier, in einem der brodelnden Orte des Weltgeschehens, Frieden zelebrierten. Frieden mit sich, Frieden mit der Umwelt, Frieden in seiner einfachsten Ausführung. Harmonisch, warm, freiwillig.

Mir stiegen die Tränen in die Augen, endlich hatte ich einen Ort auf diesem verfluchten Planeten gefunden, an dem die Menschen noch nicht den Geruch der Kloake Welt aufgesogen hatten und für Frischluft hielten.

In diesem Moment der absoluten Glückseligkeit detonierte keine hundert Meter von mir eine Autobombe, und ich war wie durch ein Wunder einer der wenigen Menschen in meiner Umgebung, die in ferner Zukunft unbeschadet durch einen Metalldetektor laufen können. Allgemeine Panik brach aus und die Bilder des grauenhaften Mordes blieben für immer in meinem Gedächtnis.

Im anschließenden Chaos trafen nach zwei Minuten, noch vor den Krankenwagen, die Journalisten ein und hielten mit ihren Kameras auf Menschen, die vor ihren Augen starben.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Wenn Sie in diesem Augenblick mit verhasstem Blick an Sensationsjournalismus denken, dann führen Sie sich bitte vor Augen, dass es diese Berichterstattung nicht gäbe, wenn sie kein Geld einbringen würde. Alle weiteren Schlussfolgerungen überlasse ich Ihnen.

Ich jedenfalls fand, dass es wohl besser sei, meinen Weg weiterzugehen. Raus aus Jerusalem, Richtung Osten, der aufgehenden Sonne entgegen. Ich kam nach Damaskus, der Hauptstadt Syriens. Dort steppte der Bär, und ich konnte nicht hinblicken, denn er hatte einen Ring durch die Nase und musste für Geld Verrenkungen machen, die nicht danach aussahen, als hätte Gott sie ihm in die Kinderschuhe gelegt.

In dieser postmilitanten Stadt traf ich Sam, einen ehemaligen Waffenschieber aus Afghanistan, der sich anbot, mich auf seinem nächsten Waffentransport – so ehemalig schien seine Berufung nicht zu sein – mit nach Kaschmir zu nehmen. Um seinen Transport – immerhin einige hundert Gewehre, leichte Geschütze, Handfeuerpistolen, Granaten und Raketenwerfer – zu tarnen, kamen wir, besser ich, auf die geniale Idee, sie in vier Transportpanzer der UN zu verstecken. Problem: Wer sollte die Panzer fahren?

Kein Problem war dagegen, vier neue, noch unbenutzte Panzer direkt ab Werk zu kaufen, astrein mit allem Schnickschnack, den die Panzer in den Krisenregionen benötigen. Zwölf Tage später waren sie da, standen direkt vor uns. Der Herstellerfirma war jedoch ein kleiner Fehler unterlaufen – sie hatten uns fünf geschickt. Bei einer Lagebesprechung aufgrund dieser Unstimmigkeit ergriff ich, als zum Schluss keine Einigung in Sicht war, beherzt das Wort, schluckte das, was ich sagen wollte, hinunter und schlug bescheiden vor, dass man den fünften Panzer locker und leicht bei einem Internetauktionshaus verticken könnte.

Leicht beschämt, dass Sam und seine Leute auf diese simple Idee nicht gekommen waren, machten wir uns daran, den Panzer bei dem besagten Portal einzustellen.

Aufgrund unserer zeitlichen Problematik entschieden wir uns, einen Sofortkaufpreis zu veranschlagen, der mir angemessen erschien. Im Beschreibungstext baten wir den Käufer, nur in handfesten und echten Dollars zu zahlen, ließen neben Selbstabholer die Möglichkeit des Vorbringens offen und priesen ihn als neuwertig und vom Dalai Lama gesegnet an, was er zwar nicht war, aber ich persönlich denke, dass in derartigen Medien kleine Notlügen zur Erbauung einer Vertrauensbasis erlaubt sind, da der Käufer im Allgemeinen das Risiko des Kaufes trägt – insbesondere, da wir dieses Geschäft privat abwickelten.

Wir brauchten nicht lange zu warten und fanden einen Käufer, der bereit war, am nächsten Tag um zwölf Uhr den Panzer abholen zu kommen. Über E-Mail ließ er anfragen, ob wir es für möglich hielten, den Panzer auf einem Fünftonner mit Sattelanhängen zu transportieren. Wir antworteten, dass dies sicherlich möglich sei, und schlussendlich konnte unsere Reise am Tag der Abwicklung um kurz vor zwei Uhr nachmittags beginnen.

Warm war es, als wir durch die Wüste fuhren, warm wurde es uns auch, als wir bemerkten, dass niemand an Reservesprit gedacht hatte. Zum Glück fanden wir ein Bootcamp mit Elitesoldaten mitten in der Wüste, die uns welche liehen. Wir versprachen, den entstandenen Schaden wieder gutzumachen – auch wenn ich bei mir dachte, dass einer aus dem Bootcamp niemals einen Eindringling entschädigen würde, höchstens mit scharfer Munition.

Wir fuhren nonstop bis zur pakistanischen Grenze, an der uns eine Grenzpatrouille nach internationalen Pässen fragte. Wir betonten, dass wir eine von der internationalen Gemeinschaft bestätigte Schutztruppe seien, die in Kaschmir den Flüchtlingen helfen wolle. Bis zu jenem Zeitpunkt, an dem wir Kaschmir erwähnten, schien es mir, als ob der Führer der Grenzpatrouille eher zum Durchwinken tendierte, aber just in diesem Augenblick richtete er die entscherte Waffe auf unseren Panzer und drohte, ihn zu durchlöchern, sollten wir uns nicht ergeben.

Sam, auf dem Standpunkt, dass keine Verhandlungen die erfolgreichsten seien, warf den Vorwärtsgang ein und fuhr durch den Geschosshagel hindurch, als wären sie aus weicher Butter. Die Geschosse prallten am Stahl unserer Panzer senkrecht nach oben ab, und auch wenn die

Grenzpatrouille beim Versuch, uns aufzuhalten, keinen Erfolg verzeichnete, war deren Abendessen durch die ehemals über uns kreisenden Zugvögel gesichert.

Nur einer vom Grenzzoll kam ums Leben, als ihm eine afrikanische Schwalbe samt einer Kokosnuss auf den Kopf fiel. Jahre später berichtete mir Sam per Flaschenpost, dass er, als sein Trupp auf dem Rückweg zu diesem Grenzübergang zurückkehrte, alle Männer tot vorgefunden hätte, dahingerafft von einer mutierten Version der asiatischen Vogelgrippe.

Nun muss man scheinbar selbst die Zugvögel zu den militanten Gruppen zählen – welcher Niedergang für die einstmalen so beliebten Tierchen!

Irgendwann im August war ich dann in Kaschmir. Das erste, das mir zu diesem Land einfiel, war, dass ich nicht dort sein wollte. Mein Ziel war Goa, die einsame Insel der friedlich lebenden Sozialgemeinschaft, in der Missmut und Enttäuschung die negativsten Gefühle waren, die es dort gab. Es sollte jedoch noch einige Zeit dauern, ehe ich die friedlich im Wind wehenden Flaggen der Freiheit von Goa erblicken sollte.

In Kaschmir erlebte ich, was es heißt, ein autonomes Gebiet zu sein, das gleichzeitig von zwei Staaten beansprucht wird: Indien und Pakistan. Hinzu kommt, dass die indische Führung der festen Überzeugung ist, dass Pakistan ein unberechtigt autonomer Staat sei, der zu ihnen gehöre. Kurz aus Sicht eines Inders zusammengefasst: Ein unrechtmäßig autonomer Staat Pakistan beansprucht ein anderes unrechtmäßig autonomes Gebiet, Kaschmir, und beide gehören mir!

Aus Sicht eines Inders erscheint diese Situation verzwickelt und sicherlich völkerrechtlich unhaltbar, aber ich kann Ihnen versichern, die Pakistanis und auch die Kaschmirer haben durchschlagende Argumente, weiterhin abtrünnig zu sein.

Im Grunde ist es ein Gedankenkonstrukt, in dem ein Wolf einem Hasen nachläuft, der wiederum einem wegschwimmenden Kleeblatt im Fluss, der sich durch einen Wald biegt, hinterher rennt. Die hier zugrunde liegende Frage ist, ob der Hase oder der Fuchs ins Wasser springt. Der Hase hat sicherlich größere Ambitionen, da er sehr wahrscheinlich den Fuchs nicht besiegen kann. Der Fuchs hingegen muss damit rechnen, dass der Hase einen Haken vom Wasser weg schlägt und er damit vor einer weiteren Wahl steht.

Wie Sie sicher längst richtig vermutet haben, gab es einen auf dem Spieß durchgebratenen Hasen zum Abendessen. Ich saß auf einem vorspringenden Felsen auf einem Ausläuferberg des Himalaja-Hochgebirges und träumte von einer Welt, in der es keine Menschen gibt, die anderen Schaden zufügen wollen, aber ich befürchte, die damit verbundene Einsamkeit wäre sicherlich auf Dauer trostlos, denn was hätte ich gewonnen?

Der Hase sättigte mich, und als ich am nächsten Morgen aufwachte, bemerkte ich, wie meine Backe am kalten Stein festgefroren war. Zum Glück wurden meine Begleiter nach mir wach, so dass ich sie bitten konnte, ihre Morgentoilette für eine gute Tat zu gebrauchen. Wir schlugen unsere Zelte

ab – ich kam mir lächerlich vor, da ich abends ein Zelt aufgebaut hatte und es nun unbenutzt zerlegte – und zogen weiter.

Zwei Wochen später, quer durch die tiefen Täler und hohen Ebenen Kaschmirs, vorbei an blühenden, proradikalen Gesteinsformationen, kam ich in Goa an.

Ein wunderschöner Tag, an dem die Sonne ihre segenspendenden Strahlen auf die strahlende Siedlung niederfließen ließ. Voller Tatendrang, beschwingt von einem Gefühl des Am-Ziel-Aller-Träume-Seins, nahm ich meine Beine in die Hand und fiel mangels Bindung zur Schwerkraft auf meinen Hintern.

Ich stand wieder auf und ging im gemächlichen Tempo den langen Weg hinunter, ins Tal der Glückseligkeit. Was in Gottes Namen hätte diese Szenerie stören können? Im Grunde nichts, doch dieses Nichts kam schnurstracks auf mich zu.

Noch hatte ich keine Ahnung, was mich erwarten würde, aber jener Jüngling, der mit seinen blauen Augen und blonden, langen Haaren auf mich zutrabte, verstand es, mittels einer einzigen Bemerkung meinen Traum wie eine Seifenblase zerplatzen zu lassen.

Sicherlich hatte er mit seinen Begrüßungsworten »Mein Name ist Ernst Leben« allerbeste Absichten, aber als er mich bat, den Genitiv seines Namens zu bilden, um dann, als ich zögerte, mir mit spitzer Zunge darzulegen, dass er »Ernst des Lebens« meinte, übergab sich meine Seele. Seelenkotze. Weiche, zu Brei umgerührte Seelenkotzel

Wenn Sie nachfühlen möchten, wie sich dieses Gefühl anfühlt, denken Sie bitte an Ihren letzten Absturz, womit sie den auch immer herbeigeführt haben – Alkohol, Drogen, vergorene Ziegenmilch oder dry aged Wolfsblut, das Sie bei der letzten rituellen Aufnahme in den Klub der längst ausgestorbenen Hituzatikuindianer trinken mussten – und projizieren Sie diesen Augenblick der völligen Nutzlosigkeit auf Ihr ganzes Leben (potenziert mit den Streitgewohnheiten Ihres Lebenspartners – zur Not gehen auch Katze und Hund – Kaninchen sind aufgrund ihrer Anatomie nicht dazu geeignet, zubeißende, hochgiftige Schlangen nur in Ausnahmefällen – tretende Esel oder spuckende Lamas sind im Tierreich nach dem Faultier das Idealste; Anm. d. Verfassungsschützers). Da gibt man sich alle Mühe, man bläst und bläst und bläst und – es entsteht eine Seifenblase, in der das Leben gut behütet vor sich hinvegetiert, man hütet diese Blase, lässt sie wachsen und gedeihen, und in einem unbeachteten Moment erscheint die perfide Fortuna in Form eines Ernst des Lebens und ersticht diese besondere Seifenblase.

Sollten Sie an dieser Stelle das ungute Gefühl haben, dass man Fortuna nicht ungeschoren perfide nennen sollte, erkenne ich Ihre Kritik pflichtgemäß an, jedoch verlangt es in dieser Situation nach einer Richtigstellung der Situation.

Mitten in Goa residierte zu jener Zeit ein Staranwalt, der nach vielen erfolgreichen Prozessen den Gestank der Lügen im Gerichtssaal nicht mehr ertragen hatte und sich der Bekämpfung des

gemeinen Borkenkriechers, der seinen Firmensitz in die Steueroase Goa gelegt hatte, nun mit ganzer Inbrunst widmete.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, Fortuna verklagen zu müssen. Warum? Weil ich es wohl satt war, dauernd herumgeschubst zu werden!

Unmittelbar vor der Haustür des Anwaltes stellte sich mir die Frage, ob sich die Mühen lohnen würden, denn einen Prozess gegen eine schwammige Himmelsgestalt ist – natürlich immer unter der Annahme, dass sie nicht komplett körperlos ist – als ob man den amerikanischen Präsidenten anschwärzt, sich menschenrechtlich korrekt verhalten zu haben – eine schwer zu beweisende Problemstellung.

Ich entschied mich gegen eine vermutlich aussichtslose Auseinandersetzung mit einem unsterblichen Gedankenkonstrukt und wollte den Rückzug antreten, als die Türe abrupt geöffnet wurde und der Staranwalt mich freudig ansah, die Hand ausstreckte und sich als Der, Cory A. vorstellte.

Da mir in diesem Moment, von der leuchtenden Erscheinung geblendet, nichts Besseres einfiel, fragte ich stotternd, was das A. in seinem Namen bedeuten würde. Zögernd und mit prüfendem Blick antwortete der Anwalt mit sonorer Stimme, dass das A. für Ann stehen würde.

Stille.

Gefolgt von herzhaftem Lachen meinerseits. Sind sie dann auch, fragte ich, verwandt mit den Stinkdills, Wandläusekrauts, Schwindelkorns und Wanzenkümmels?

Ich prustete, was meine Lunge hergab, und obwohl man mit einer leicht böartigen Reaktion von Cory Ann Der rechnen konnte, gab er unter freudigen Tränen zu, dass seine Mutter eine gute Köchin gewesen war – mit einem leichten Hang zum Melodramatischen.

Es wurde ein netter Abend, an dem wir unter freiem Himmel, barfuß und ohne Hemd, dafür mit einem breitkrepigen Sonnenhut ausgestattet, über die Wahrscheinlichkeit diskutierten, wie hoch die Chancen stünden, dass es zu einem Prozess gegen Fortuna käme.

Verschiedene Wege wurden in Gedankenwüsten geteert, auf denen niemals Kamele wandern werden – sie ziehen den weichen Sand zum Schutz ihrer Hufe vor –, und schlussendlich einigten wir uns auf Corys Vorschlag, zuallererst ein Pamphlet wider das, gegen den Menschen gerichtete, irdische Joch der Fortuna zu schreiben.

Rufmord!

Einfach, aber stichhaltig, dieser Vorwurf.

Vernichte den Glauben der Gläubigen, und du erhältst die Verbannung des Geglaubten in die Ungläubigkeit – und damit folglich in die geistige Unbekanntheit –, das wiederum zum Vergessen führt.

Ich möchte Sie hier nicht mit langweiligem, zähem und leicht metaphysischem Juristenkram langweilen und komme – ohne Umschweife und andere Zwischenfälle, die bei mehreren Runden Tequila zwangsläufig entstehen – zum Schluss dieser Episode.

Die Erfahrungen aus meiner Zeit als Kleinhanfplantagenbesitzer halfen uns, eine schlagkräftige Mannschaft aus Crack-Süchtigen zusammenzubringen, die gegen kleinere, unreine Tagesportionen ihrer Lieblingsersatznahrung auszogen und für unsere Sache Unterschriften sammelten. Die Süchtigen sahen in der Abschaffung der Fortuna – keine plötzlichen Drogentoten mehr – eine nützliche Protestbewegung ihrer Zunft gegen unrechtmäßige Schicksale.

Bevor sich aber unser Pamphlet über den Globus verteilen konnte, erlag Cory plötzlich einem Hirnschlag. Fortuna schlug mit aller Härte, die ihr geblieben war, zurück und um ein Haar hätte sie auch mich erwischt. Doch ich entkam in die wüste Einsamkeit eines buddhistischen Tempels, wo mir weder eine Leuchte aufging noch es mir gelang, ein Ticket für eine Wiedergeburt zu lösen.

An dieser Stelle möchte ich Ihnen wärmstens ans Herz legen, dass, wenn Sie vom Pech verfolgt werden, sich jederzeit eine Flucht in ein anders denkendes religiöses Kloster anbietet, da Herr Pech und Frau Fortuna europäisch geprägt sind und mit anderen Glaubensrichtungen aus anderen Kontinenten zumeist auf dem Kriegsfuß stehen.

Vom täglichen Meditieren bekam ich Schwindsucht, die Räucherstäbchen förderten allein mein Sodbrennen und das Betteln ließ Gefühle nach meiner Heimat in mir aufkommen.

Bei aller Kritik, die ich an der Lebensweise dieser Zwischenraumsichfühlenden erheben muss, erfuhr ich, was Tien Yi-hing meinte, als er davon sprach, dass man Tee trinkt, um den Lärm der Welt zu vergessen.

Ich entschied, dem Hanfanbau ein Ende zu setzen und stattdessen Tee anzubauen. Ich verließ das Hotel Buddha und zog über Darjeeling, wo ich von einer Teeplanze aus einem der berühmtesten Gärten two leafs and a bud stahl, Afghanistan, ... , Polen, eine Stadt an der Grenze nach Deutschland, eine Stadt hinter der Grenze, zurück nach Hause, in meine Heimat.

Dort starben meine Pflanzen innerhalb zweier Tage und Nächte, in denen täglich siebenundachtzig Liter pro Quadratmillimeter meine Bude unter Wasser setzten.

Kurzfristig machte ich mir Gedanken über die Chancen einer Algenzucht innerhalb meiner bescheidenen Behausung, entschied mich aber wegen der bedenklichen Weiterverarbeitung und Verwendung gegen einen ernst gemeinten Versuch. Was nicht heißen soll, dass ich zwei Wochen später – in den nächsten Wochen meines gedankenlosen Dahinsiechens – ich hatte noch einen buddhistischen Jetlag – nichts unternahm, und es entwickelte sich innerlich, zuerst in meinem Kopf, dann auch in meinem Herzen eine Langeweile, die mich an den Rand des partiellen Wahnsinns trieb: zum Wahnsinn, den man Liebe nennt, Liebe, in ihrer reinsten Form, in ihrer abscheulichsten Form: ich wünschte mir nichts seliger als einen Partner, jemand, der meine

innersten und schwerwiegendsten Wünsche von meinen Lippen ablesen würde, mir half, mein durch Unmengen Ballast erschwertes Herz zu tragen und im Gegenzug durch mich die allergrößte Liebe zugesprochen bekäme, die ein Mensch fähig zu geben wäre, meine Liebe, die mir ein Loch ins Herz brannte, so schmerzlich, dass ich kurz davor stand, meinem Leben ein Ende machen zu wollen – doch, just in jenem Moment, in dem ich das erste Mal ans Vergessen, ans Nichtmehrleben und Beenden dachte, erreichte ein Hilferuf meine Gehirnwindungen, der aus meinem Innersten, meinem Herzen, über die Nervenbahnen wie ein Güterlastwagen in mein Hirn schoss und dort beinahe den armen, gestrandeten Kleinwagen meiner Liebe zu einem anderen Menschen in Kleinstteile zerschoss.

Ich lag im Bett – dort lag ich seit mehreren Tagen – und beschloss, mein Leben neu zu ordnen, die Vergangenheit zurückzulassen und von vorne zu beginnen. Erster Schritt: Aufstehen. Gut und schön, aber ich lag in diesem Moment sehr bequem. Sehr, sehr, sehr bequem. Auch wenn sich circa alle Menschen in diesem Moment nicht vorstellen können, dass ich einen Grund finden konnte, der mich dazu bewog, meinen Körper zu erheben: ich fand einen: das mit Abstand schönste Gefühl, dass man in Verbindung mit einem Bett fühlen kann, ist, dass wenn man sich nach einem arbeitsreichen, harten, bestialisch nach Lügen und moralischem Morast stinkenden Arbeitstag in dieser astronomisch unaufmerksamen und egoistischen Welt auf die Matratze fallen lasse und die Decke über den Körper zieht kann, in die für jeden beste und entspannendste Liegeposition bringt, um dann, genau in diesem Augenblick, den Ballast der Welt über Bord zu werfen, diesen einen, besonderen Moment der Glückseligkeit und Ruhe als das höchste Maß der Befriedigung zu erfahren.

Doch wenn ich in meinem Bett lag, gab es keine Möglichkeit, diesen Moment zu erleben, denn ich lag ja schon.

Folgerichtig stand ich mit einem Schwung auf, drehte meinen Kopf in alle Richtungen, sog kalte, frische Luft in meine Lungen, bis diese zu bersten schienen, entschied mich gegen jedwede Aktivität, legte mich wieder hin und schlief bis zum nächsten Morgen in eben jener absolut entspannenden Position.

In buddhistischen Tempeln halten die Mönche nichts von langer Schlafenszeit und somit war mir ein frühes Wachwerden beschert. Mit einem Tsukahara erhob ich mich aus dem Bett, schlingerte wie ein Besoffener in mein nicht existentes Badezimmer – Muskelschwund ist gefährlich, ich kann Ihnen nur raten, dieses Experiment nicht nachzumachen – spülte meine Zähne an den Borsten, die sich innerhalb meiner Toilette gebildet hatten, und begab mich in die Küche, wo ich mir einen Tee kochte.

Geheimtipp aus der tibetanischen Reisküche: Vermische Puffreis mit grünem Tee und man spart Nahrungskosten, da man isst, während man trinkt. Spart auch Kraft, da beide Bewegungen der

unteren Gesichtshälfte in einem Aufwasch gehen. Oder vielleicht doch besser schwarzer Tee, der einen trockenen, dahinwelkenden Geist wieder ermatten lassen kann? Nehmen wir den.

Zwei Sekunden vergingen, nachdem ich an dem heißen Aufguss genippt hatte, dann entgleisten mir die Gesichtszüge. Man konnte förmlich beobachten, wie ein ungebremster Schnellzug muskelrelaxionärer Rüttelbewegungen aufgrund der Lachfalten neben meinem linken Auge entgleiste und mit Volldampf meine Mimik knautschte, so als ob ich gute drei Minuten mit meinem mit Amalgam gefüllten Backenzahn auf einer Aluminiumfolie gekaut hätte, und dem Empfinden des reinen, puren, naturell abscheulichen Schmerzes, der einen Menschen, sollte er diese Tortur überleben, hinsichtlich seiner Schmerzobergrenze qualifiziert, den Höllentrip – nach Beendigung seiner Aufenthaltsgenehmigung auf Mutter Erde – als Kuraufenthalt genießen zu können.

Dieses Wundermittel aus der Guruhexenküche half. Es hilft nichts, es half. Womit wir wieder bei meinem Tee wären. Nach einem solch grausamen, beinahe traumatischen Erlebnis nach dem ersten Schluck fragt man sich zwangsläufig, ob der zweite Schluck Not tut. Es mag Menschen geben, deren Schmerzkammer, auf deren Eingangspforte »masochistische Abteilung sich selbst überantworteter Schmerzen« steht, nach dem ersten Schluck vom schwarzen Tee Platz für einen weiteren Schmerztrip hat – doch vertrauen Sie mir, dann müssen Sie es nicht kontrollieren.

Zu meinem Bedauern muss ich jedoch gestehen, dass sich das Wachsein, und ich spreche von dem essentiellen Wachsein, nicht komplett bei mir einstellte, ergo: Mir blieb keine Wahl, der zweite Schluck musste die Kehle hinunter, in meinen Magen gelangen.

Urplötzlich aber war mein innerer Schweinehund – vormals ein niedlicher, familienfreundlicher, gut erzogener Bernhardiner – durch den Tee zu einem Kampfpitbull mutiert, der mein bisschen Selbstachtung, das mir geblieben war, zu zerfleischen drohte, sollte ich mich trauen, einen weiteren Schluck zu trinken.

Kennen Sie Siam? Heute heißt es Thailand und es scheint ein schönes, dem Urwald treu gebliebenes Land zu sein. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit können Sie dieses Gefühl nachvollziehen: Sie erzählen eine Geschichte, und während Sie gemütlich erzählen, fällt Ihnen eine andere ein, und Sie wissen, dass diese Geschichte die bessere, spannendere, erklecklichere sein wird, also entscheiden Sie sich, die erste und nun langweiligere ins Wasser fallen zu lassen – bildlich gesprochen, sie stranden zu lassen, wie einst Robinson Crusoe, der in einem Roman, vor nicht allzu langer Zeit – aber zurück zur zweiten, der ersten folgenden, Geschichte: zurück nach Siam.

Gibt es einen Grund, Siam in Thailand umzubenennen? Kann schon sein, jedoch bleibt es für mich immer Siam, das Land der Schweißdrüsenmasseur, die etwas haben, was andere Schweißdrüsenmasseur auch haben: Unmengen von Insekten. Die Faszination, die von diesem Fleckchen Erde ausging und mich in den Bann zog, war so stark, dass ich beschloss, Hals über

Kopf alles stehen und liegen zu lassen, diesen trostlosen Winter in den deutschen Landen ein sanftes Goodwill zu heucheln und nach Siam zu gehen. Ich und mein siamesischer Zwilling, mein schizophrene Ich, ich meiner selbst. Wir gingen nach Siam.

Heute, im Rückblick, erinnere ich mich an nichts mehr, was mit dieser Reise nach Siam in Verbindung steht. Sie ist vollständig gelöscht. Die Erinnerung setzt erst wieder ein, als ich, an einem schwülheißen Nachmittag vor einer Opiumspelunke, mein Hirn von Standby zurück auf On knipste. Eine siamesische Voodoopriesterin beugte sich über mich und erweckte ihren vermeintlichen Prinzen aus dem Tiefschlaf, doch stellte sich dieser Prinz als ihre größte Enttäuschung heraus.

Im Gegensatz zu anderen westeuropäischen Vogelfreien, die überall hier herumlungerten, erwies ich mich nicht als ein mit Geld um mich schmeißender Prolo, der auf Safari durch ostasiatische Betten war. Kaum dass ich die Augen aufgeschlagen hatte, stieß ich diese tuberkulöse Schamanin beiseite, stemmte mich in die Höhe und überprüfte meine Konstitution.

Es kam mir der Gedanke, dass es mithin lächerlich ist, was ein Mensch nicht alles in seinem Leben treibt, allein um Erfahrungen zu sammeln, auf der Suche nach Erleuchtung und Wissen, nach Selbstbestimmung und Eigenverantwortung, nach Liebe und Glück, schlichtweg nach einem Ausweg aus dem Dilemma, in das sich die Menschheit hineingebracht hat.

Während ich über die Abgründe der menschlichen Existenz nachsann, war es mir entgangen, dass ich schnurstracks in den Urwald gewandert war. Ich erwachte aus meinem Tagtraum und fand statt der erwarteten billigen Bambushütten plötzlich lebendiges Grün – es scheint noch Flecken in der Welt zu geben, an denen Wälder grün sind und leben – überall um mich herum!

Den ersten Schock verdauend, wanderte mein Blick über die berauschend schöne und zugleich anmutig dahinsiechende Szenerie. Wüstenbergblau zeichnete sich der Himmel durch das wenig Licht durchlassende Geäst über mir ab, die Sonne strahlte mit allen freundlichen, wärmenden Strahlen, zu denen sie fähig war, und ein flüchtiger Nebelschwadenhauch lag in einiger Entfernung über dem Boden, dort, wo man Mangrovensümpfe und vom letztmonatigen Monsun erschaffene Lagunen in unberührter Natur erleben konnte, und schlussendlich, sollten Sie von dieser paradiesähnlichen Umgebung noch nicht überzeugt sein, erwähne ich das Kletterpflanzengeschnitzte, das einen Hauch von Abenteuer an diesen Ort zauberte.

Es schien der perfekte Ort zu sein, einer, an dem die Zeit stillsteht und der Mensch noch Tier sein konnte.

Apropos Tiere. Das lethargische Genießen und das in der Schönheit des Moments Schwelgen hatten ein abruptes, jähes Ende, just in dem Moment, in dem noch unkatalogisierte Schlangen- und Spinnenarten den Bedarf verspüren, diese neuartige Beute Mensch, die sich in ihr Revier eingeschlichen hat, kosten zu wollen.

Hinter meinem rechten Ohr zischte etwas, und es gelang mir nicht, rechtzeitig in Deckung zu gehen, da hatte die Schlange ihr Gift bereits in meine Schulter gespritzt. Ich habe keine Ahnung, warum, aber ich machte mir in der restlichen, verbleibenden Zeit bis zu meinem Exodus Gedanken, wie sich eine hungrige Schlange die Zeit des Wartens vertreibt, bis ihre Mahlzeit den Kampf gegen das Gift verloren hat. Wahrscheinlich hoffte das Reptil, dass ihr Futter keine Fisimatenten macht und nicht auf die Idee kommt, wegzurennen. Wenn ich mir vorstelle, dass ich etwas unbedingt möchte und jener, bei dem ich es bekommen könnte, wegrennt, dann –

Es wurde schwarz vor meinen Augen und die Szenerie verschwamm zu einem dunklen Brei. An den Aufschlag auf dem Boden konnte ich mich nicht erinnern, aber daran, wie ich in einer stark nach Verwesung riechenden Hütte meine Augen wieder aufschlug, erschrak, weil ich in ein Augenpaar eines vorsintflutlichen Urwaldmenschen blickte, der, so schien es, mit einem Bambusstab in meinem Körper rumpuhlte. Ekelig, sagen Sie?

Mit aller Seelenruhe, ohne Anzeichen von Misstrauen, hatte er die Eiterbeule an meiner Schulter aufgestochen und fing die Flüssigkeit mit einer Schale auf. Noch ekliger, sagen Sie? Warten Sie mal ab!

Als der Eiter abgeflossen war und ein Brand meinen Körper davon abhielt, sich gesund zu fühlen, sah ich, wie der Einwohner des Urwaldes um mich herumging, am Fußende halt machte und damit begann, von meinen Fußsohlen mit Blut vollgesogene Blutegel abzuziehen, die er in der Schale zusammen mit dem Eiter und mit einem glitschigen Geräusch zerquetschte. Ist Ihre Ekelgrenze damit erreicht? Es geht noch weiter!

Dieser braungebrannte, mit aufgewecktem Blick mich musternde Eingeborene nahm eine Art Quirl aus Bambus und verquirlte diese schleimige Masse mit einigen Körnern und Früchten. Wohl für den Geschmack –

Ich fiel zurück in die Bewusstlosigkeit. Nebel umgab meine, sicherlich um die Schale drehenden Träume. Als ich ein weiteres Mal erwachte, regnete es draußen; deutlich konnte ich die dicken Tropfen auf dem Dach zerplatzen hören, und keine zwei Minuten später spürte ich die Nässe auch auf meinem Körper. Ich wollte mich erheben, aber mir fehlte die Kraft. Ich drehte meinen Kopf in beide Richtungen und erkannte, dass dies eine Krankenhütte zu sein schien, da auf einem anderen Bett – im Grunde waren es aufgetürmte Riesennlätter – eine weitere Person lag.

Im gleichen Moment wurde mir klar, woher der faulige, nach Eiern und Verwesung – oder nach verwesten Eiern – stinkende Geruch kam. Die Braut auf dem Bett neben mir war bereits seit einiger Zeit in die ewigen Jagdgründe hinübergetreten. Sollte ich auch etwa sterben?

Bei diesem Gedanken wurde mir wieder schwarz vor den Augen, doch ich fiel nicht in die Bewusstlosigkeit, sondern fing mich wieder. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich die Schüssel, meine

Schüssel, leer neben mir auf dem Boden erkannte und sich ein strenger, eitriger Nachgeschmack auf meiner Zunge bemerkbar machte.

Tropentage sind zeitlos, da man in der Hitze und Feuchtigkeit keinen Schritt machen kann, ohne seine Klamotten durchzuschwitzen. Dessen ungeachtet verlangte mein Körper, als ich nach einer Woche die Kraft wiederfand, aufzustehen, nach Bewegung schreiend.

Schnellstens wollte ich diese Vorhütte der Hölle vergessen und zurückkehren in die Zivilisation, die nicht andauernd von einer fragwürdigen, experimentellen Versuchsmedizin eines frankensteinigen Schamanen gerettet werden musste. Aus diesem und keinem anderen Grund bewegte ich meinen schwachen Körper durch die keimchwangere Fieberluft und versuchte, die Lebensgewohnheiten der Eingeborenen zu studieren. Doch die Einwohner dieser Siedlung taten nichts, sie saßen herum und ölteten in der brütend warmen Sommerluft.

Sollte derart eine Zivilisation aussehen, die es schaffen würde, die Knechtschaft des Geldes loszuwerden? Herumfaulenzen? Herumvegetieren? Bloßes Existieren?

Diese Auffassung von freiem Leben gefiel mir ebenso wenig wie mein Leben in der europäischen Gesellschaft, und in mir keimte die Überzeugung, dass ich auf meiner Suche nur einen weiteren Markierungspunkt, aber nicht das Ende erreicht hatte.

Ich musste meine Kräfte sammeln, bündeln und feststellen, dass ich zu schwach war, um sofort aufzubrechen, obgleich der Tag kommen sollte, an dem ich weiterziehen konnte.

Und er kam.

Meinen zweiundzwanzigsten Geburtstag feierte ich in New York. Wie ich dahin kam? Ich muss ehrlicherweise gestehen, dass mir einige Wochen in meiner Erinnerung fehlen. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass ich jemanden traf, der eine deutsche Schmetterlingszucht in einem der Vororte der russischen Metropole St. Petersburg besaß und mir anbot, mich mitzunehmen.

In den folgenden dreizehn Tagen, bis ich dann endlich in New York ankam – so wurde es mir später erzählt – schien ich nicht ganz derselbe zu sein, der vorher und nachher mein Leben lebte. Mein Freund aus St. Petersburg, dessen Namen ich vergessen habe – ich nenne ihn einfacherhalber Peter –, nun, dieser Peter erzählte mir, kurz bevor er mich aus seinem Haus verwies, dass ich mitten über der Wüste Gobi, die wir in einer gecharterten Cessna überquerend streiften, eine Veränderung durchmachte, offensichtlich eine Spaltung meiner selbst in zwei Teile, Gut und Böse. Christus und Antichristus. Lamm und Wolf. Gandhi und nahezu jeder mächtige Politiker dieser Tage.

Ich wurde ich und auch wiederum ich, nur dieses Mal separat aufgespaltet in die Bestandteile meiner tiefsten, verborgensten Eigenschaften. Während der eine Teil nach Frieden, weißen Tauben, Fröhlichkeit, Glückseligkeit, Toleranz und gegenseitiger Menschenliebe verlangte, machte es sich der andere, böse Teil ziemlich einfach und verlangte nach der Ausrottung dieser positiven Gefühle.

Kein Wunder, dass dieser Teil auch die Außenbereiche meines Hirns für sich in Anspruch nahm, analog zu den politischen Gruppierungen an den Seiten, deren Programm – wenn man es so nennen mag – aber auch nur so lange man darüber diskutiert – späterhin sollten wir es wieder Klopapierersatz nennen – also deren Programm besteht aus nichts anderem als dem, was wir allgemein mit dem Klopapier wegwischen.

Doch bei gefühlten 75 Grad in einem Flugzeug, das über einer Wüste verloren dahinfliegt, ist es kein Wunder, wenn sich die Sicht verengt und das böse Ich stärker und selbstbewusster wird, bis es schlussendlich die Kontrolle über den guten Teil erlangt. Bis zu jenem Zeitpunkt, an dem mein gutes Ich wieder bewusst Signale an mich sendete und nachdem es seinen Dornröschenschlaf beendet hatte, stellte das böse Ich meine Lebenswelt auf den Kopf – mein Leben wurde tief eingatmet, ausgelutscht und wieder ausgespien.

Meine Welt lag in Scherben vor mir, den Anblick meiner Freunde, die mich bereitwillig mitnahmen, um mir die Seelenruhe einer Schmetterlingszucht im Herzen einer russischen Gesellschaft nahezubringen, diese im Herzen über alle Maßen tollen Menschen hatte ich nicht nur vor den Kopf gestoßen, nein, ich habe ihn sogar heruntergerissen, wobei ich jedoch anmerken muss, dass ich vorher die Halsschlagader jeden Tag ein wenig weiter geöffnet hatte.

Der schmerzliche Anblick meiner Kumpane im Geiste ließ mein gutes Ich dermaßen erschrecken, dass es seine Bestimmung und seine Grundsätze des gewaltlosen Widerstandes aufgab und in einem offenen Kampf die Oberhand über den bösen Bruder erlangte. Ich hatte über mich selber gesiegt und gleichzeitig, durch die Aufgabe des Gewaltlosen, mein altes Ich, das mit dem Guten und dem Bösen verbundene Ego, wiedererlangt. Ich war wieder ich selbst.

Im ersten Moment war dies ein Gefühl unendlicher Freiheit, ein Gefühl des Sieges. Doch wie bei allen Siegen in der Geschichte der Menschheit, ob es nun private oder öffentliche waren, stellte sich im Anschluss immer die Frage, wie mit der neu gewonnenen Freiheit umzugehen sei, manchmal war sogar die Frage angebracht, ob nun überhaupt mehr Freiheit für den Einzelnen herrschte.

Ich genoss den ersten Augenblick, und auch bei mir stellten sich in den nachfolgenden Momenten erste Zweifel ein. War ich ein Brudermörder? Wenn ja, war ich dann auch ein von Grund auf böser Mensch? Und vor allem, wenn ich böse war, hatte dann vielleicht doch der Böse durch eine List gewonnen? Symbiose als letzte Rettung vor dem Untergang? Fragen über Fragen, jene, die an die menschliche Substanz gehen, die Nieren und die Blase so lange quetschen, bis man auf Toilette muss.

Tagelang machte ich mir Gedanken über mich und meinen Weg, und andauernd verspürte ich das Bedürfnis, nicht schnell genug auf einer Toilette zu sein, mich – aber lassen wir das, es gibt genügend Bettnässer in der Welt!

Dieser Weg führte mich über kurz oder lang nach New York. Eben erwähnt und schon bin ich dort.

An dieser Stelle darf man zu Recht erwarten, dass ich eine Abhandlung über meinen Aufenthalt in New York schreibe, der einem Roman von annähernd mehr als tausend Seiten nahekommt. Wie? Wie bitte soll ich diesem Anspruch gerecht werden? Wie, in Gottes Namen? Ich war ganze drei Stunden in New York. Flughafen, Taxi, zwei Minuten in der Rushhour auf dem Bürgersteig, Taxi, Flughafen, wieder weg.

Da Taxis und Flughäfen auf der ganzen Welt eine große Ähnlichkeit aufweisen und beide New Yorker Eigenarten in unzähligen Erzählungen bereits genug symbolisiert wurden, verzichte ich an dieser Stelle auf meinen Senf und gebe diesen stattdessen zu den zwei Minuten, die ich auf dem Trottoir zubrachte.

Eines vorweg. Schließen Sie die Augen und stellen Sie sich vor – Halt, hier gibt es ein Problem. Wie sollen Sie die Augen schließen und gleichzeitig den Text lesen, der hier steht? Gut, wenn Sie jemanden in Ihrer unmittelbaren Nähe haben, der diese Sprache, in der dieser Text Ihnen vorliegt, lesen kann, fragen Sie ihn höflichst, ob er Ihnen helfen würde, dass Sie diese Reise machen können. Sollte nun zufällig keiner greifbar sein, mache ich Ihnen den Vorschlag, dass Sie sich ein Auge zuhalten, vorzugsweise das linke, da auf der rechten Gehirnhälfte unsere Phantasie an einer schöneren Welt werkelt, und mit dem anderen Auge sollte es Ihnen gelingen, den Text weiterzuverfolgen.

Nun gut, stellen Sie sich vor – falls nun ausgerechnet jemand in den Raum kommt, in dem Sie in leicht grotesker Form diesen Text lesen, können Sie ihn oder sie aufs Herzlichste einladen, an unserer Séance teilzunehmen – stellen Sie sich vor, Sie wären eine Flamme – eine blaue oder eine rötliche – auf jeden Fall eine Flamme, die im Vakuum hin- und herflackert. Naturwissenschaftler werden jetzt sagen, dass dies nicht möglich sei, denn eine Flamme brauche etwas Brennbares, eine Energiequelle und Sauerstoff zum Brennen. Phantasielose Menschen können sich diese ganze Szenerie so oder so nicht vorstellen. Bleibt somit noch die Gruppe Geisteswissenschaftler, deren Phantasie allemal ausreicht, um sich diesen erhabenen Moment in ihrer Phantasie auszumalen.

Was das mit meinen zwei Minuten auf dem Bürgersteig mitten in New York zu tun hat? Nicht viel, aber ich wünschte mir, dass meine zwei Minuten nur annähernd eine solche Harmonie in mir ausgelöst hätten wie diese Flamme im luftleeren Raum.

Im Gegenteil, mit Erschrecken musste ich feststellen, dass in der heutigen Zeit eine Gesellschaft binnen zwanzig Jahren moralisch verfallen kann. Selbst die alten Römer haben bedeutend länger gebraucht!

Mein Urlaub war vorbei und dabei hatte er noch nicht einmal begonnen. Der Wunsch zerplatzt, meinen Geburtstag mit einem Knaller zu begehen. Es hätte etwas Tolles sein sollen, etwas

Megasuperhardcoremäßiges, Abgespactes, Fettes, Supermegagroovigstcooles, exorbitant Geiles, etwas, das ich aufgrund der ganzen Superlativen schon wieder vergessen habe: Ach nein, mir fällt es wieder ein: der Traum einer jeden depressiven, midlife-crisis-geschädigten Mittvierzigerin, die eine Überdosis einer amerikanisch produzierten und ganz unamerikanisch wirkenden Schuhfetischisten-Sendung mitbekommen hat: ein Shopping-Trip nach New York.

Nicht, dass Sie jetzt vermuten, ich mutiere zu einem Metrosexuellen, wo denken Sie denn hin? Ich wollte das wahre Leben auf den Straßen kennenlernen, nicht die Schauorte von Mütterserien, an denen das Scheckbuch der Normalos noch nicht einmal das Papier wert ist, auf dem es gedruckt ist.

Ich sagte Lebewohl zu einer meiner Wunschvorstellungen und besann mich zurück zu den Tagen, in denen ich mir vorstellte, beswingt durch die Straßen New Yorks zu torkeln, Frank Sinatras Welthit léger über die Lippen pfeifend und die unvergleichliche Erhabenheit dieser Weltdame einzusaugen.

Zurück am Flughafen ergatterte ich eine Zeitung aus Europa, die berichtete, dass Paris brennen würde. Im ersten Moment schloss sich meine Kehle um meine Luftröhre und ich begann zu röcheln, aber als ich weiter las, erkannte ich, dass sich ein paar dem Sandkasten entwachsene Jugendliche bloß eine neue Spielzeugwelt aussuchten, eine, die ihrem neuen Maßstab der Wirklichkeit gerecht wurde.

Begierig las ich weiter, und als ich die Zeitung beinahe schon in den neben mir stehenden Mülleimer schmeißen wollte, erhaschte mein Auge einen unter Anzeigen versteckten Artikel, der aufgrund seines Wahrheitsgehaltes nicht für würdig gehalten wurde, auf den ersten vierundachtzig Seiten gedruckt zu werden.

Dieser Artikel – und ich spreche über eine Meinung, die nicht ich, sondern der Verfasser des Textes vertrat – sprach davon, dass eine minimale Polarisierung der Jugendlichen zu einer maximalen Verständigung aller Völker der Erde führen würde. Auf diese Feststellung aufbauend fragte sich der Text selber, wie dieser Weg zur Polarisierung minimiert werden könne. Denn weder am nördlichen noch am südlichen Polarkreis, geschweige denn direkt an den Polen, lässt sich menschenwürdig leben, was zweifelsohne zu einer weiteren, neuen Polarisierung führen würde, wobei man in diesem speziellen Fall – in Anbetracht der dort gegebenen Umstände – hoffen konnte, dass die hitzigen Gemüter sich schnell wieder abkühlen, bevor sie explodieren. Kranke Hirne erfinden nichts Krankes, sondern nur Hirne, die sich langfristig darauf vorbereiten, aktiv oder unbewusst, eines Tages zu den Kranken zu gehören, aber dazu später kaum mehr.

Bevor ich die Möglichkeit hatte, näher auf diesen Artikel einzugehen, wurde mein Flug aufgerufen und ich verschwand in einer dieser Konservenbüchsen, die mit „Flugzeug“ bezeichnet werden. In einer noch mit Propellern betriebenen Vorkriegsmaschine – und ich meine den ersten Weltkrieg –

flogen wir nonstop nach Europa. Ich fragte mich zwar, wo so viel Sprit versteckt sein mochte, um so einen weiten Weg hinter uns zu bringen, doch hatte ich das schleichende Gefühl, dass unsere menschlichen Sekrete, besonders das Methangas aus unserem After, direkt und ohne Filterung in den rauchenden Motor der Propeller gespeist wurden. Menschliche Ausdünstungen riechen bekanntlich nicht wie ein Rahmragout mit Krokette, sondern eher nach „nicht lecker“.

Aber schon nach dreißig Minuten Flug hatte man sich an den Geruch von verbrannter Sch**** gewöhnt. Einige von uns, ich befürchte, es waren Bauern eines weniger reichen Staates, schienen sich an ihre Heimat erinnert gefühlt zu haben, denn sie nahmen gleich nach dem Start einige tiefe Züge und schlummerten bis zu unserer Ankunft friedlich in ihren Sitzen. Aufgewacht sind sie erst, als wir schon am Boden waren und umsteigen mussten. Durch den kompletten Flughafen, vorbei an zweihundertachtunddreißig Terminals und siebentausendsechshundertundachtzig farblich kaum zu unterscheidenden Flugreisegesellschaften, durch vierunddreißig Scanner – die Scham, die man bei den ersten beiden Geräten hat, bei denen man nackt hindurch muss, legt man schnellstens ab, so dass man irgendwann splitterfasernackt einfach weiter rennt.

Schlimm wird es erst, wenn ein ziemlich fettleibiger, schmieriger und verlauster Flughafenpolizist einem die Taschenlampe zwei Zentimeter vor die Linse hält und kommunikativ eindringlich wird. Unter dem Motto: Sie haben doch nichts in ihrem Allerwertesten versteckt, glaubt man so lange an eine Farce, bis man das klatschende Geräusch anziehender Gummihandschuhe vernimmt. Beim folgenden Satz: Und jetzt bitte einmal nach vorne bücken, stellt man sich immer das Grausigste vor, das passieren könnte, doch ich sage Ihnen, die nächsten zwei Wochen hatte ich keine Probleme mehr mit Verstopfung. Auch war ich erstaunt, was so alles in den –

Einige unter Ihnen werden zwar gerade jetzt an einen tollen Film in einem Spartenkino denken, aber ich kann die meisten beruhigen, denn ich stoppe hier mit meiner Erzählung über die Anatomie des menschlichen Darmtraktes und kehre zurück in die Wirklichkeit.

Zwei schmerzhaft, nicht enden wollende Minuten später stand eine adrett gekleidete Flughafenangestellte vor mir und bat in einem höflichen, aber bestimmten Ton, mich wieder anzukleiden. Fängt man dort an zu diskutieren, ich sage Ihnen, man durchfährt die Hölle und sie wünschen sich in die eben erfahrene kleine Vorstufe.

Ich kam lebend davon, auch wenn ich dafür eigentlich den Silver Star verdient hätte, lief neuerlich fünf Kilometer durch den Flughafen, kam an meinen Schalter, und Sie können mal raten, wen ich dort antraf, und zwar vor mir. Wie hatten die das bloß gemacht? Die schlafenden Bauern.

An und für sich habe ich nichts gegen schlafende Bauern. Doch wenn ich mir einmal die Einkommensverteilung in den Statistiken der World-Trade-Organisation anschau, dann beschleicht mich das Gefühl, dass sich diese Bauern aus den Tiefen einer namenlosen

Gebirgslandschaft nie und zwar niemals einen solchen Flug in einer solchen Klasse erlauben konnten.

Kaum war mir mein Gedanke durch den Kopf gefahren, standen die drei auch schon auf und schwenkten ihre Maschinenpistolen. Die erste Frage, die sich mir stellte, war, welche Körperöffnung groß genug war, um –

Aber lassen wir das. Schluss damit.

Diese eigentlich netten Menschen jedoch, die uns nun bedrohten, hatten einige Ansichten, die durchaus für sie sprachen. Ich meine nicht, Menschen mit Waffengewalt an der Ausübung ihres oft bemitleidenswerten Lebens zu hindern, nein, das nicht unbedingt, ich meine vor allem, dass ihre Kinder und Ehefrauen oft durch Menschen umgebracht wurden, deren Leben anscheinend mehr zählte als das der Bauern.

Und es kam, was ich in dieser Wirklichkeitsnähe erwartet hätte. Denn als ich professionelle Scharfschützen die Bauern vor meinen Augen erledigen sah, merkte ich, dass die Flughafenpolizei und der Grenzschutz scheinbar Erfahrung mit solchen Demonstranten haben. In diesem Moment wurde mir zum ersten Mal richtig bewusst, dass die Welt in ständiger Bedrohung durch Menschen ist, die sich als Menschen besserer Klasse sehen.

Nach dem ganzen Schrecken bekam ich Heißhunger auf ein Stück Kuchen. Erdbeertorte mit Sahne klang ganz gut oder Wildpreiselbeerenkuchen mit Vanilleeis und heißer Schokoladensöße. Aber auch die Törtchen, die nach »Ja, iss mich« schreien (ohne Kerze), schmeckten vorzüglich, und keine zwanzig Minuten hatten die Wischer der Flughafencrew den Schmutz und die Restkörperteile der Bauern verschwinden lassen.

Ich trat hinaus in den nebligen Dunst einer deutschen Großstadt und sog die Luft der Freiheit ein, stand geschlagene zwei Minuten auf der gleichen Stelle, ohne weiter gestupst oder umgerempelt worden zu sein. Seitdem ich in dieser verflucht riesigen Stadt New York gewesen bin, kann ich jeden, der dort austickt, verstehen. Nicht unterstützen und es richtig finden, aber im tiefsten Herzen absolut verstehen. Nur wenn man keine Freunde und Familie braucht, kann man sich dort wohlfühlen, oder aber mit prallgefülltem Scheckbuch. Ansonsten genießen Sie lieber die Ruhe dort, wo Sie sich gerade befinden. Nehmen Sie sich einmal die Zeit, etwas von Ihrer sonst kostbar verbrauchten Zeit vor dem allabendlichen Treffpunkt, dem Fernseher, zu nehmen, gehen Sie nach draußen – vielleicht müssen Sie ein paar Meter weitergehen – und erkennen, wie schön Sie es bei sich haben, und das ist nicht bezogen auf irgendeine Stadt oder ein Land.

Warum zieht es uns immer weit weg, dorthin, wo eigentlich schon genug Menschen sind? Keine Ahnung. Wirklich, absolut keine Ahnung.

Nach einer langen und beschwerlichen Reise per Anhalter über die nicht vorhandenen staufreien Autobahnen quer durch Deutschland war ich wieder zu Hause angekommen.

Hier hatte sich nichts verändert. Der Supermarkt hatte immer noch nicht durchgehend auf und die Bundestagswahl wurde wieder zu einer »Ich-verspreche-alles-nur-bitte-gebt-mir-eure-Stimme-und-wir-sehen-dann-mal-was-geht«-Wahl.

Man möchte auf die Straßen hinauslaufen und allen zuschreien: Ich lebe! Doch innerlich war ich tot. Maden zerfraßen mein Herz. Ein Problem, mit dem ich ein wenig zu lange gewartet habe, bis ich zum Arzt ging.

Zu guter Letzt blieb nur eine Operation am offenen Herzen. Sie verlief ohne Komplikationen. In einem Land wie Deutschland ist diese Art des Eingriffs eine risikolose Angelegenheit. Fettabsaugen und Nasen-Piercing-Entfernung bergen mehr Gefahr für das eigene Leben als ein solch kleiner Eingriff.

Schon am gleichen Abend wurde ich entlassen. Beziehungsweise entließ ich mich selber, denn das sterile Weiß der Krankenhauszimmer brachte mich in einen Zustand partiellen Wahnsinns.

Tief in meinem Innern spürte ich zudem einen unbändigen Drang. Ich brauchte Sex, wilden, harten Sex. Ich zog um die Häuser, kehrte in eine Bar ein, trank ein paar Bier zur Bekämpfung der Brustschmerzen, die durch die Brust-OP leicht nachwirkten, und landete bei einer Brünetten, knapp 1,80m groß, Endvierzigerin, die von ihrem Mann im letzten Jahr ohne Heller und Pfennig sitzen gelassen worden war.

Wir gingen zu ihr nach Hause, und ich spielte ihr den Tiger, was hieß, dass sie meine Tigerin war. Am nächsten Morgen konnte man die Narbe auf meiner Brust unter den anderen Striemen kaum unterscheiden. Zwei Aspirin, heruntergespült mit einem doppelten Whiskey, und es konnte weitergehen auf der Autobahn des Lebens, immer mit dem Blinker links raus zum Überholen. Aber ich hatte genug. Ab nach Hause. Ein neues Leben mir aufbauen. Dem Vagabundenleben entsagen. Normal sein!

Ich hatte in einer Frauenzeitschrift gelesen, dass es gewisse Trends gibt. Nicht, dass ich meinen Stil nicht schick fand, doch er passte nicht zu dem, was die anderen Mitmenschen zur Schau trugen. Doch ich hatte schon eine Lösung parat: Ich ging in einen Zeitschriftenladen und erstand mehrere hochaktuelle und brisante Reality-Life-Nachrichten-Magazine. Dort fand ich mein neues Leben. Schön und schick sollte es sein. Ich wollte nicht mehr hausen, als wäre ich ein Aussätziger, ich wollte nicht mehr riechen, als ob ich von einem Bauernhof nach einer Heuschlacht im Misthaufen entlaufen wäre, und ich wollte nicht mehr angezogen sein, wie ich nun einmal aussah: wie ein andersdenkender Biofreak mit Reinhold-Messner-Gedächtnisbart und quertreibenden Jesuslatschen.

Das Ziel stand klar vor meinen Augen: Einreihung. Aufgabe jeglicher Persönlichkeit. Zwangsweise Abgewöhnung von Unarten und Wiederbelebung bzw. Neuaneignung des allgemeingültigen

Gedankenguts: amerikanische Serien, Hochglanzmagazine, Ikeamöbel und Kleidung von der Stange. Ich wollte so aussehen, dass mich auf der Straße niemand sah.

Es funktionierte, zumindest am Anfang. Zwei Tage später. Waschen, legen und föhnen konnte ich noch über mich ergehen lassen, jedoch als mein Frisör mich als Elisabeth-Taylor-Verschnitt aus dem Laden ließ, war meine Geduld am Ende. Zwei Tage Anpassung, zwei Tage Trauer, zwei Tage öffentliches Weinen (stand in einem der Hochglanzmagazine als »in«), zwei Tage als Spätachtundsechziger, zwei Tage als komplettes, hirnverbranntes Nichtindividuum.

Nein, es reichte mir mit der Anpassung. Ich gab meinen Mietvertrag zurück und zog von der Upperclass zum Slum am Stadtrand zurück, dorthin, wo sich meine Katze wohlfühlte und wo ich noch Mensch sein konnte. Die Art von Mensch, der seit Anbeginn der Evolution seinen animalischen Instinkten folgte. Überleben, auf die Jagd gehen, sich vermehren und glücklich sein. Was hat man schon von hundertachtzig oder mehr Fernsehkanälen, siebentausendzweihundertfünfundvierzig oder ein paar weniger möglichen Berufsfeldern, sechshundertsiebenundsechzig Sorten Kelloggs und neunundfünfzig Arten, wie man einen Brief wegschicken kann? Nichts.

Am Ende schaut man höchstens fünf Sender, man geht einem Beruf nach (außer man hatte nicht das Glück, einen Abiturabschluss zu haben und muss zwecks Niederqualifikation einen Zweitjob machen, da der erste noch nicht einmal ausreicht, um neben der Miete auch noch das Toilettenpapier zu bezahlen (stellen Sie sich mal einen Toilettengang ohne Klopapier vor – das kennen Sie? Glauben Sie mir, Sie sind nicht alleine. Halt mal, gab es nicht öfter eine Demo einer links- oder rechtsradikalen Gruppierung in Ihrer Nähe – ich wüsste, wie Sie schnell an kostenloses Klopapier kommen können). Doch mal ehrlich, was hat der Verdienst eines Menschen auszusagen? Wahrscheinlich nur das, wie tief er in den Arsch eines anderen kriechen kann. Klingt abgedroschen? Aber solange hinten immer wieder einer nachschiebt, haben diejenigen, die heute an der Machtkette ganz unten stehen, begründeten Verdacht, dass auch ihnen mal einer tief in den After kriechen wird. Man gönnt sich ab und zu eine andere Mischung zu seinem Standardmüsli, und die Post schreibt man sowieso nur noch per E-Mail.

Aber Hauptsache: die Auswahl haben. Im Mittelalter, mal abgesehen von Kriegen und Hungersnöten, ungerechten Herrschern und dem mir sehr zusagenden *ius primae noctis* (das Gesetz über die erste Nacht als Primat), brauchte man sich keine Gedanken über Wahlversprechen, Deckenfarbe, Penislänge und den billigsten Internetprovider zu machen.

Sicherlich hatte man im Mittelalter auch so seine Sorgen, doch sie brachten niemanden an den Rand des Wahnsinns oder trieben einen zu den Zeugen Jehovas – oder jeglichem anderen gepriesenen Wohltätigkeitsverein – geschweige denn zu einer politischen Partei.

Man lebte ein hartes Leben, weil man keine Wahl hatte. Nun, wenn Sie die Wahl hätten – rein hypothetisch (schon komisch, in einer Welt, die aus lauter Wahlmöglichkeiten besteht, hat man diese Art der Wahl noch nicht realisieren können!) – ein schwieriges Leben damals, im Mittelalter, zu meistern oder in dieser, heutigen Welt leben zu müssen – welches Dasein reizt Sie mehr?

Lassen Sie einmal die nackte Wahrheit heraus, kleiden Sie diese nicht in teure Klamotten, geben Sie der harten Realität eine Möglichkeit, den Samenstau abzubauen, und reinkarnieren Sie den Tacheles!

Ich denke mir persönlich, dass sich fast alle ganz wohl heutzutage fühlen, doch beim Blick in die Fernsehzeitschrift kann einem manchmal schon mal das Gefühl überkommen –

Letztens, ich lebte so vor mich hin, genoss einen freien Tag, ergab sich die Situation, dass ein alter Freund aus Russland bei mir zu Hause vor der Tür stand. Er hatte ein paar Millionen mit dem schwarzen Gold gemacht (nebenbei ein paar nicht beachtbare Existenzen ausgelöscht, geschweige denn von den Umweltschäden, aber wen außer Greenpeace und den WWF interessiert schon, was in der russischen Taiga geschieht?), und nun würde er sich gerne von mir durch die Stadt führen lassen.

Sofort bejahte ich die Frage, denn er hatte mir auf meiner Reise durch den Norden der Welt Obdach gewährt. Doch wollte er nicht selber durch die Stadt geführt werden, nein, seine Frau brauchte einen Wauwau, der sich herumkommandieren ließ. Ich bellte, wie ich es manchmal nachts bei Vollmond tat, gab Pfote und hakte mich bei seiner Frau ein.

Sie wollte unterhalten werden, doch worüber redet man mit einer Frau, die keine der eigenen Sprachen spricht und so viele Klunker an den Fingern hat, dass man einen ganzen Kleinstaat damit kaufen könnte: Fußball und Physik – damit ich bloß kein Gesprächsthema fand, das ihr erlaubt hätte, mehr als drei Worte an mich zu richten. Und trotzdem schimpfte sie mich mit ihrem Kauderwelsch aus, oder zumindest glaubte ich das, denn ich verstand nur Bahnhof.

Ich führte sie, immer noch eingehakt, durch die Sehenswürdigkeiten der Umgebung: das große Fußballstadion, die Eishockeyhalle, der Bolzplatz der F-Jugend unseres Stadtteils, das Museum für angewandte Physik und der Albert-Einstein-Gedächtnis-Stein, der mitten auf unserem Parkplatz lag.

Ich hatte eines Tages beschlossen, diesen nicht sehr formschönen Stein Albert-Einstein-Gedächtnis-Stein zu nennen, da ich zum Schluss kam, dass dieser Stein nicht sehr unwahrscheinlich den Sauerstoff in seinem Innern barg, der damals, vor ungefähr hundert Jahren, schon Albert Einstein durch die Lungen kroch. Außerdem hatte er gewisse Ähnlichkeiten mit einer seiner Formeln. Doch um dies zu erklären, würde ich mehr als nur diese Seite brauchen.

Auch wenn ich weiß, dass es einigen Lesern unter den Fingernägeln brennt, welche Formel ich meinen könnte – nein, ich werde sie nicht verraten (für weiterfolgende Lektüre empfehle ich zum

Einstieg: Françoise Decamerone: Frag mich was Leichteres oder suchen Sie sich ein anderes Ausrufezeichen).

Merken Sie gerade, wie viele Wahlmöglichkeiten Ihnen da bleiben? Hätten Sie die auch im tiefen, schwarzen, düsteren, kalten, schrecklichen, rauen, gefährlichen, barbarischen und dreckigen Mittelalter gehabt? Sicher nicht. Toll. Nicht toll. Alltag. Elvis Presley war toll. Die Beatles, die Rolling Stones, auch Jimi Hendrix und Janis Joplin waren Meister. Der Käfer war super. Der Trabbi, das Ford-Modell T, der erste Benz, sogar der Nissan Skyline in der Tuningszene waren und sind herausragend. Shakespeare. Cervantes. Schiller. Goethe. Hemingway und viele, die ich hier nicht alle aufzählen kann, waren Unikate.

Ich liege auf meinem Bett, besser gesagt, auf einer an Milben untervermieteten Matratze, und denke über Vielfalt nach. Alles beginnt einmal. Jede Stilrichtung hat ihren Anfang. Und es endet fast immer in der gleichen Sackgasse. Der Spruch „Der Markt regelt alles“ mag stimmen, auf jeden Fall regelt er auch das Aufleben (Hype) und das Ableben (Massenproduktion) von so tollen Erfindungen des menschlichen Geistes wie Computer, Autos, Musik, Literatur, Kleidung – einfach von allem, aus dem sich Kapital schlagen lässt. Und wenn eine Szene glaubt, der Boden des Fasses wäre erreicht, dann kommt ein Revival und alles, was gestern schlecht und out war, ist heute wieder in.

Die Massenproduktionsindustrie ist zu jeder Zeit ihrer Existenz in der Zwickmühle. Hat ein findiger Geist etwas Neues geschaffen, muss so hart, wie es nur geht, daran gearbeitet werden, diese Erfindung salonfähig zu machen, sie bis zum letzten Tropfen auszuquetschen und danach in aller Hektik sterben zu lassen. Bis zur Reaktivierung!

Der schlimmere Zustand ist allerdings, wenn nach Ablauf einer Modeerscheinung nichts Neuerdachtetes zur Verfügung steht. Dann muss auf die Schnelle und mit der geballten Medienmacht etwas Altes wieder als Neu verkauft werden, was man mit dem stylischen Begriff der kulturellen Renaissance umschreibt.

Welcher nicht ganz durch Youtube-, Tiktok-, Telegram- oder Fernsehsendungen verblödete Jugendlicher sollte sich unter diesem Begriff etwas anderes vorstellen als das neue Sonnenbrillenmodell von einer hippen Marke? Das Gemeinste an der ganzen Sache ist jedoch, dass die Menschen den Bockmist mitmachen. Nur weil man seit dem Schulalter eingebläut bekommt, dass man bloß nicht gegen den Strom schwimmen darf, wenn man untergehen möchte.

Wichtig: Ich kritisiere hier die Schule nur am Rande, ich spreche vielmehr von den Lebensumständen in der Zeit des Heranwachsens. Das Gefährliche und das Absurde an dieser Situation ist es, dass man den Ausweg schon vor langer Zeit aus den Augen verloren hat. Rebellion und Revolution sind die Antworten auf die brennende Frage nach dem Notaus, doch sollte man

den Wunsch hegen, diese Worte zu promoten, wären sie, bevor sie Wirkung zeigen würden, schon wieder out.

Viele fühlen sich in dieser immer schnelllebigeren Welt fehl am Platz (Diskussionspunkt: Mittelalter?!), doch niemand tut etwas dagegen. Bleibt nur die Hoffnung, dass nach Fest Ab kommt und die Schraube uns nicht weiter die Luft zum Atmen abdreh.

Womit wir bei einer Konsequenz der Wahlmöglichkeiten wären: die oft und überall proklamierte Individualität, die jeder anstreben sollte, das Beste aus sich herausholen, seine Möglichkeiten ausschöpfen. Alle wollen individuell sein, doch leider fällt heutzutage Einzigartigkeit meist mit Massenkonsum zusammen. Wer ausbricht, wird schnell wieder eingeholt. Wer drinnen bleibt, wird einsam.

Ein weiteres Problem mit der Individualität stellt sich bei der Umsetzung. Nahezu jede Aktion, die jemandem einen Vorteil bringt, lässt einen anderen nachteilig aus der Angelegenheit hinauskommen – besser wäre es, von hinausgetreten, abserviert, hinauskomplimentiert o. Ä. zu sprechen. So war die Welt schon immer. Hart, aber zumeist fair.

Doch wenn wir ein wenig Macht besitzen, wie sie in unserer Gesellschaft Körperschaften und Firmen haben, die den Vorteil für sich bündeln und das Individuum der alleinige Unterlegene ist, dann muss man sich fragen, ob dieser Weg nicht der falsche ist. Eine Bank wird reicher, schön und gut, und die Menschen immer ärmer. Wer muss denn sein Leben meistern? Der Mensch oder die Bank? Was lebt, was denkt, was fühlt? Der Mensch oder die Bank? Schon klar, dass in Zusammenhang mit der Bank einige Menschenleben dranhängen, doch muss diese Bank noch mehr Gewinne machen, damit sie bloß mehr Marktmacht bekommt?

Wohin führt das? Zur schönen, neuen Welt? Ist es dann nicht besser, dass alle Menschen, alle Individuen ihre so genannte und erlauchte Individualität aufgeben und zu einer Vereinigung der Menschen zurückkehren, die ein Bollwerk gegen die Obrigkeit darstellt?

In diesem Zusammenhang fällt mir ein anderes, nah verwandtes Thema ein: Katzenfutter. Ich wurde wach, weil meine Katze miaute. Sie hatte schon seit zwei Tagen nichts mehr zu fressen bekommen, und ich fühlte mich schuldig, weil ich sie nicht ausreichend versorgen konnte. Da ich jedoch für dieses Wesen die Verantwortung trug, war es meine verdammte Pflicht, mich mit meinem zwar individuellen, jedoch ausgemergelten Körper zu erheben und Futter heranzuschaffen.

In der Glotze beim Nachbarn lief gerade Garfield, und ich hatte die tolle Eingebung, mit meiner Katze nachts ein Duett auf einem der vielen Zäune zu singen. Was in einem Cartoon geschieht, hat oft mehr mit der Wirklichkeit zu tun als das, was in Arztserien vorkommt.

Garfield erntete bei jedem Ständchen ziemlich viel Applaus von seinen unfreiwilligen Zuhörern in Form von Essen. Und ich kann nichts anderes sagen, als dass es funktionierte. Jede Nacht sangen

wir beide uns die Kehle aus dem Leib und gingen schweißgebadet und mit vollen Einkaufstüten, randgefüllt mit Essen, nach Hause, wo wir uns den Bauch vollschlugen.

Doch so schnell uns der Konsum einholte, so schnell wurden wir faul und behäbig. Schon nach kurzer Zeit gingen wir nur jeden zweiten Abend auf die Bühne und nach zwei Monaten ruhten wir uns auf den Meriten aus, die wir uns mühsam ersungen hatten. Des Menschen größte Schwäche ist seine mit der Zeit erwachsene Dekadenz.

Vielleicht ist sie aber gerade seine größte Stärke. Hätte es keine Dekadenz gegeben, wären gewisse Weltreiche nicht zugrunde gegangen, was alles in allem ein positiver Aspekt der Weltgeschichte ist: Auch wenn Nationalstaaten als zeitweiliges Phänomen zum Sterben verdonnert sind, so haben sie dafür gesorgt, dass Menschen immer wieder ihre Grenzen neu stecken konnten.

Das (Un-)Glück wollte es, dass eine Fernsehmarketingfachfrau uns eines Nachts bei ihrem allabendlichen Spaziergang hörte und uns einen Langzeitvertrag bei einem namhaften Tierfutterhersteller anbot. Doch es entsprach nicht unserer Ansicht zur öffentlichen Meinung, uns einen Knebel in den Mund pressen zu lassen. »Wir lassen uns nicht dazu verdammen, der angepassten Welt zu dienen!«, waren meine abweisenden Worte.

Auch wenn meine Katze für einen Bruchteil einer Sekunde mit dem Gedanken spielte, mich zu verlassen, verweigerte ich die Unterschrift; und dennoch brachte die Dame uns auf eine geniale Idee. Wir beschlossen gemeinsam, uns gegen die Öffentlichkeit zu erheben und unser eigenes Ding durchzuziehen.

Was bedeutete, dass wir wieder nichts zum Leben hatten. Aber das war uns egal. Jede Meinung, die standhaft und mit voller Inbrunst vorgetragen und gegen alle Widrigkeiten verantwortet wird, ist Nahrung genug, um monatelang zu fasten. Essen hin oder her, wichtig ist allein, dass wir unser Prinzip nicht verraten haben!

Hat schon bei Nelson Mandela gepasst, und warum nicht auch bei uns beiden?

In dieser Zeit kehrte die Melancholie wieder in unser Leben zurück, und immer öfter dachte ich an meine Mutter. Können Sie sich vorstellen, dass ich trotz meines ereignisreichen Lebens und dessen mehr oder minder glücklicher Umstände immer noch wissen wollte, wer meine Mutter ist? Irgendwie ist es genetisch in uns festgelegt worden, nach unserer Herkunft zu suchen. Auch wenn ich nie die Möglichkeit haben werde, eine Familie zu besitzen oder geschweige denn meinen Vater kennen zu lernen, so wollte ich doch nichts unversucht lassen, meine Mutter zu finden. Und dabei war es mir egal, ob sie eine crack-süchtige Unperson, eine Franziskanernonne mit unerlaubtem Paterkontakt oder eine zu früh pubertierte, unreife und unvorsichtige Schreckschraube ist/war.

Laut der Einleitung, die Sie hoffentlich mit mehr oder minder regem Interesse gelesen haben – vielleicht erinnern Sie sich –, sogenanntes Brain-Reactivating: Meine Mutter war haargenau der dritte Fall. Da ich das zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, blieben mir nur Anhaltspunkte,

schwache Indizien, die mich auf die Spur nach meiner Vergangenheit bringen konnten. Zum einen eine mittlerweile zweiundzwanzig Jahre alte Binde mit vertrocknetem Blut (die ich glaube, von meiner Mutter stammte, vom Abend meiner Geburt), ein Teil der Nabelschnur und ein Muttermal direkt unterhalb meiner Hakennase.

Sie denken sich jetzt bestimmt, wie in Gottes Namen man mit solch starken und unwiderlegbaren Beweisen seine Mutter immer noch nicht gefunden haben konnte? Keine Ahnung, aber ich wohnte in einem Viertel, dessen Frauen bevorzugt Hakennasen hatten.

Aber davon später mehr. Zuerst wollte ich Ihnen von meinem Hautausschlag und Durchfall erzählen. Im Grunde begann alles damit, dass ich auf der Straße direkt vor meiner Hütte einen großen Geldschein fand und mir in diesem Moment bewusst wurde, dass es wieder Essen geben würde. Ich rannte los und wollte zum Supermarkt, mich und meine Katze für die nächsten Wochen mit Konserven eindecken, aber schon beim ersten Fastfood-Restaurant auf der Strecke wurde ich schwach. Als ich am Supermarkt ankam, hatte ich sie alle durch: alle großen Ketten und auch die kleineren Schnellschlinghäuser und was es sonst noch an Pommesbuden zur Auswahl gab.

Drei Stunden und geschätzte siebenunddreißigtausendfünfhundertvierundachtzig Kilokalorien später fühlte ich mich pappsatt, vielleicht ein wenig zu satt.

Ich machte mich ohne Anflug von Schuldgefühlen auf den Weg nach Hause, doch schon bevor ich in meine Wohnung trat, merkte ich eine Veränderung an meinem Körper. Zuerst hatte ich das Gefühl, ich müsste erbrechen, danach zwang es mich dringend auf die Toilette und schlussendlich sank ich kurzzeitig in Ohnmacht, aber als ich wieder aufwachte, juckte es mich am Bauch, und ich schob zum Kratzen meinen Pulli auf halb acht und sah es: Den Hautausschlag, der sich über den ganzen Bauch verteilte, kleine eitrige Bläschen, deren weiße, milchige Flüssigkeit meinen Rumpf in einem kosmischen Licht präsentierte.

In diesem Moment setzte der Schock ein, ich war wie gelähmt und konnte nicht fassen, dass ich das Opfer eines gemeinen Anschlags geworden war. Doch wer von diesen Verräterschweinen konnte dies getan haben? Ich dachte über alle Möglichkeiten und Speisen nach und kam zum Schluss, dass alles Vermuten nichts brachte, denn selbst die besten Systemchemiker würden aus der Biomasse, die sich in meinem Magen und Darm befand – wie Sie teilweise richtig vermuten, hatte ich mich nicht vor allen auf den Teppich entledigen können –, nicht herausfinden, ob es das Fastfoodketten-Brötchen oder das Falafelbrot gewesen war.

So saß ich einige Minuten mit erhobenem Pulli auf dem kalten Steinboden, dünstete vor mich hin, nickte weg und wurde erst wieder wach, als meine Katze vor lauter Hunger meine aufgeplatzten Eiterpickel ausschleckte. Auch wenn es vielleicht ein ganz klein wenig eklig aussah, fühlte sich die raue Oberfläche der Katzenszunge nach einer Wohltat an.

Jede Stelle, die kratzte und kitzelte, zeigte ich meiner Katze und sie machte sich gierig über ihre Ersatzmilch. Gerade so hatten alle etwas davon.

Als ich wieder nach einigen Tagen gesund und munter auf meinem Sofa saß und mich langweilte, kam mir unverhofft meine Mutter zurück ins Gedächtnis. Die nächsten Minuten suchte ich nach meiner Mutter. Überall verschlug es mich hin, doch ich gab selbst dann nicht auf, als ich einmal in einer Sackgasse gelandet war und der Rückwärtsgang meines Gedankenautos nicht funktionierte. Doch ich schob es wieder auf die Straße und just in diesem Moment fuhr ein Laster über uns drüber.

Was das mit meiner Mutter zu tun hat, fragen Sie sich? Nun ja, ihr erging es ähnlich wie meinem Auto. Mittlerweile war ich zweiundzwanzig und einhalb, als ich meine Mutter fand. Zusammengeschrumpelt, auf höchstens zwei Drittel ihrer ursprünglichen Körpergröße, lag sie völlig dehydriert und ausgehungert auf dem Fußboden eines sadistischen Wichsers, den ich kurzerhand mit drei Schüssen in den Unterleib kastrierte und im Anschluss winselnd verbluten ließ. Nicht, dass jetzt einige wieder ankommen mit Kindern, die in Afrika verhungern, nur weil wir eine Wohlstands- und Wegwerfgesellschaft haben, nein, ich sammelte, kurz nachdem ich ihn erschoss, sein Blut in einem leicht dreckigen Eimer, um mir später am Abend noch frische Blutwurst zu machen.

Kannibalismus hin oder her, am Ende kommt es durch mich hindurch und wieder in die Natur zurück. Jeder kämpft um den kleinen Meter Platz, der einem bleibt.

Dennoch kam ich zu spät. Meine Mutter hatte mit den letzten Atemzügen noch leise Verwünschungen gegen ihren Ex-Liebhaber und Peiniger losgelassen, und als ich ihren schwarzen Schleier abnahm, sagte sie mit schmerzverzerrtem und sterbendem Ton: »Ich bin deine Mutter.« Auch wenn ich mir bewusst war, dass sie vollkommen zudröhnt war und nichts mehr sehen konnte, so schien die Wahrheit unausweichlich. So sagte ich: »Ne, ich glaube, du meinst einen anderen.« Damit schickte ich die Unbekannte auf ihren langen Weg in die Hölle.

»Grüß meine Katze Enzebar, wenn du sie siehst«, rief ich ihr im Todesmoment zu, und kurze Zeit später war ihre Seele vom Höllenfeuer hinab in die Tiefe gerissen worden.

Im ersten Moment hatte ich ein Gefühl von etwas, das mich verlassen hatte. Im Stich gelassen hatte. Mich verletzt hatte. Aber das lag nicht an der toten Braut, sondern an meiner mir immer noch unbekanntem Mutter. Denn mir wurde bewusst, dass sie mich verlassen hatte. Absichtlich! Genau das hatte sie getan.

Mir wurde schlaglichtartig in diesem Moment klar, dass sie mit dem Versuch, mich bei der Geburt in der Mülltonne abzusetzen, vorsätzlich davon ausgegangen war, dass ich sterben würde, sie hatte meinen Tod ohne Skrupel einkalkuliert, wie eine billige Rechnung im Friseurladen – Dauerwelle mit oder ohne Strähnchen?

Ich befürchte, wenn ich Ihnen nun erzählen würde, dass ich alle Schmerzen der Welt auf meinem Haupte spürte und mir Stigmata an den Händen bluteten – bekäme die Geschichte dann nicht einen leichten Beigeschmack des Unglaublichen? Ich könnte Ihnen nun auftischen, dass ich zu einem Sin-Eater wurde, aber bleiben wir doch bei den Tatsachen! Bis jetzt bin ich bei der Wahrheit geblieben. Eng an dem Geschehenen! Kaum einmal bin ich einen Zentimeter auf die glitschige Fläche des Phantastischen geraten.

Verzeihen Sie mir, dass ich diese Anmerkung fallen lassen muss. Sie sollen nicht glauben, dass ich besorgt darum bin, dass Sie meine Geschichte nicht für wahr halten, nein, ich habe nur Angst, dass von der öffentlichen Meinung einige Tatsachen und Vorfälle anders dargestellt werden könnten. Verlassen Sie sich alleine auf das, was ich Ihnen hier erzähle, dann sind Sie immer auf der richtigen Seite, wenn es die bei der Wahrheitsfindung überhaupt geben sollte.

Ich möchte hier einmal die Gelegenheit nutzen, etwas Spektakuläres zu erzählen. Aber es ist egal, was ich mir auch immer in meinem Hirn zusammenspinne, ich habe immer das schleichende Gefühl, dass es entweder schon da gewesen ist oder es den Kids von heute nicht mal ein müdes Lächeln abringen würde. Schnuppe, ob ich mich selber anzünde, mit einem Schneemobil ohne Sauerstoffmaske und nur mit einer Unterhose bekleidet vom Gipfel des Mount Everest ins Tal jage, ob ich mich mit zweihundert Sachen mit dem Mountainbike eine Felswand herunterstürze oder so tue, als hätte ich nicht mehr alle und trinke eine Dose eines komisch schmeckenden dänischen Biers auf ex.

Sitzen, grübeln, verwerfen, weiterdenken.

Nichts anderes als allgemein gültig anerkannte Politik machte ich hier und die interessiert die Jugendlichen auch nicht. Also musste etwas Spannendes her.

In Tarnuniform der ägyptischen Armee grub ich mich mit dem schon bewährten Löffel (Löwe sei Dank!) unter einer amerikanischen Basis in der Nähe meiner Heimatstadt hindurch, kam auf der anderen Seite im Flughangar hinaus – die letzten Meter durch den Beton waren neben dem Moment, als ich mit dem Silberlöffel auf eine Starkstromleitung traf, die mit Abstand aufregendsten, aber auch schwierigsten –, rannte zu einer Maschine, schmiss den Motor an, obgleich, was musste ich in diesem Moment feststellen: Es lag keine Automatik-Fernbedienung für das Garagentor im Cockpit. Durchbrettern wäre zu actionfilm-like und das Tor vorher mit einer Bazooka wegsprengen, die ich in bester MacGyver-Manier hinter der Tür hinten rechts finde, ist auch seit dem Ende der Achtziger uncool.

Mir bleibt also nur ein uraltes, aber wahrscheinlich schon wieder im Gedankengut verloren gegangenes Ritual, nämlich einfach aufzugeben, den Schwanz einzuziehen und nach Hause zu gehen. Heulen. Nein, ein Mann weint nicht! Heutzutage schon! Spitze Fingernägel, lackiert sowieso und endfesch gestylt, ab über die Promenade und dabei immer ein Schnupftuch, denn die Frauen

stehen auf Metro. Sei ganz ein Mann, heißt es in der Werbung, aber niemand kann es sich heute noch trauen! Nur verzweifelte Einzelgänger oder ekelhaft stinkende, Bier saufende und Mettwürstchen liebende Schwerstarbeiter können es sich noch erlauben, sich im Gehen an den Schwanz zu packen, die Rotze die Nase hochzuziehen und im Stehen gegen den nächstbesten Baum zu pinkeln – nicht zu vergessen, ihr Oberkörperfell, das meistens gegen den Strich gecurlet war, in aller Öffentlichkeit auszudünsten. Aber auch deren Männlichkeit endet, sobald sie zu untersuchen beginnen, ob die Haare, die auf ihren Brusthaaren wachsen, Spliss haben.

Dessen ungeachtet zurück zu meinem Problem, dass ich mir noch nichts wirklich Prickelndes überlegt und vor allem durchgeführt hatte. Der Einbruch bei den Amis hat dafür gesorgt, dass alle Ausländer in der Umgebung von fünftausend Kilometern einen DNA-Test machen mussten, selbst wenn sie zu dem besagten Zeitpunkt nie und nimmer an dem Tatort gewesen sein konnten. Um dieses Drama zu beenden, stellte ich mich freiwillig, jedoch wollte mir niemand zuhören. Mediengeil hieß man mich, mal kurz durch die Spätnachrichten, für den winzigen Teil einer Sekunde berühmt sein. Wenn die wüssten, dass das genau meine Absicht war.

Somit blieb mir nur ein Riesencoup übrig. Und diesmal musste ich auf frischer Tat ertappt werden. Eine von den Medien aufgebauschte Tragödie irgendwo an einer Waldorfschule gab mir den Schlüssel für mein Vorhaben. Ich zog alle Register, verkaufte mich als Gigolo und bekam in einer Nacht so das Geld zusammen, um mir in der Ukraine einen alten Leo 2 zu kaufen. Dreiunddreißig Jahre alt, am Abgrund seiner qualbringenden Existenz, voll beladen und waffenfähig, fuhr ich die wenigen tausend Kilometer im ersten Gang quer durch die Pampa und den blühenden Landschaften zurück nach Deutschland.

Das Glück sollte mir vorerst hold bleiben, denn niemand bemerkte meine Schleichfahrt gen Berlin zum neu aufgebauten Reichstag, und als ich in ungefährer Schussnähe über den Kurfürstendamm fuhr, bekam ich von einer ganz anderen Sache Wind. Der G7/8-Gipfel fand zu jener Zeit in der Nähe auf dem Schloss Sanssouci statt. Eine gute Gelegenheit, die Welt mit einem Mal von sieben/acht der schlimmsten Übel zu befreien.

Wie ein Held würde ich von der Presse gefeiert werden, wie der Retter, wie der Phoenix aus der Asche, der den Menschen Hoffnung und Frohsinn wiederbringt. Dass ich über das Schloss hinwegschoss und den in der dahinter liegenden Ortschaft befindlichen Kindergarten komplett zerlegte, steht auf einem anderen Blatt, doch zum Glück hatten alle Kinder an diesem Tag frei bekommen.

Man stelle sich die Schlagzeile nur mal im Geiste vor: Radikaler Weltverbesserer trifft nicht einmal den größten Haufen Sch**** (Kuhmist (vulgär)), sondern killt Dutzende von potentiellen Rentenbeitragszahlern. Wie peinlich!

Die zwei Tage im Gefängnis machten mir nicht viel aus. Sie entließen mich auf den Verdacht hin, dass ich mich wohl irgendwann der Reue hingeben würde. Der Psychiater meinte im abschließenden Gespräch, dass sie mich aufgrund der Überbelegung der Gefängnisse und Hochsicherheitstrakte lieber der freien Luft zur Verbesserung meines Krankheitsbildes anvertrauen wollten, als mir meine blendenden Zukunftsaussichten mit ein paar Jahren Knast zu verbauen. Vertrauen haben die in den Menschen! Nur gut, dass Sexualstraftäter in Deutschland härter bestraft werden.

Weg von den bösen Buben, hin zu den vermeintlich Guten. Unseren Idolen. Schon immer haben Menschen, die am Beginn ihres sozialen Eigenlebens von ihren Idolen träumten – eine markante Ausnahme stellt wohl Romulus der Große dar, aber dies ist wohl eine Sonderkategorie.

Ob nun ihr Vater, ein Sportstar oder der Herrscher selbst – irgendein Vorbild gab es für jeden Traum eines Träumenden. Auch heute noch? Ich hatte meine Dienstreise im Auftrag der Gesellschaft unbeschadet, doch unerfolgreich hinter mich gebracht und befand mich wieder in meiner Heimatstadt. Ein wenig Münzgeld in der Tasche, die Hände tief darin vergraben, es ist Winter. Busfahren kann ich mir leisten, dachte ich, so viel war noch übrig vom Panzerkauf, obwohl ich gleichsam anmerken muss, dass die Polizei den Panzer konfisziert und mir vom Wiederverkauf in den Sudan noch nicht einmal einen müden Cent abgab. Schweine.

Neben mir saß ein Junge, ich schätzte ihn auf sechzehn Jahre, drei Monate und siebzehn Tage, sechs Stunden, vier Minuten und dreiunddreißig Sekunden, keine Ahnung, er kann auch vierzehn gewesen sein. Sehen heute ohnehin alle älter aus. Nebensache!

Also, er saß so neben mir und blätterte in einem Sportmagazin. Bilder von erfolgreichen Super-Mega-Über-Hammer-Spitzen-Stars reihen sich an die, die es irgendwann einmal werden sollten. Was macht ein Idol aus? Es muss niemand sein, der gut Tennis, Fußball oder Basketball spielt, nicht jedes Loch unter Par abschließt, oder seinen Boliden immer auf das Treppchen stellt, auch nicht irgendwelche Filmstars, Musikstars oder Hardcore-Pornoqueens, weder Catwalkdivas noch aufgeplusterte Ich-habe-doch-noch-nichts-geleistet-bin-nur-gesehen-warden-mit-irgendwem-der-bekannt-ist.

Nein, was die lebensdurstigen, doch oft kotzenden – aufgrund falscher Ideale falscher Idole – Teenies brauchen, sind Idole, an denen sie ihre moralischen und sozialen Probleme reflektieren können. Sie brauchen keinen, der sich nicht um Geld zu scheren braucht, niemanden, der nicht einmal selbst einkaufen geht, oder jemanden, der nur Standardantworten auf Standardfragen zu geben braucht. Ich will nicht behaupten, dass mich diese Fragen nicht auch ankotzen würden, doch im Fall, ich wäre einer dieser Idole, müsste ich mich dann auch ganz klar in die Ecke stellen und meine Meinung mit Nachdruck vertreten, dass nur gute Fragen beantwortet werden.

Lesen Sie einmal eine einschlägige Sportzeitung oder schauen Sie sich eine Sportsendung mit anschließendem Frage-Antwort-Spiel an. Jetzt projizieren Sie diese Situation auf ein Gespräch zwischen Mutter und Kind: »Glaubst du nicht, dass du in der Schule etwas essen solltest?« – »Ich sehe das nicht so, denn ich esse etwas in der Schule!« – »Du kannst doch nicht bestreiten, dass deine Leistung darunter leidet.« – »Ich sehe das nicht so, schließlich kämpfe ich jeden Tag, um mich stetig zu verbessern.« – »Musst du mit deinen Noten nicht die Schule wechseln?« – »Dazu gebe ich erst etwas bekannt, wenn die Zeugnisse unterzeichnet sind.«

Ich frage Sie allen Ernstes: Sollten Sie Eltern von Kindern sein oder es zumindest in naher Zukunft vorhaben – welche der Idole Ihrer (zukünftigen) Kinder kann man noch mit einem Siegel der Glaubwürdigkeit und der moralischen Ehrbarkeit auf die Zukunft aller loslassen?

Forschen Sie genau in Ihrem Innersten und Sie werden feststellen: Entweder ist das Idol noch nicht bekannt bzw. bis zum Vergasen vermarktet worden (allerdings stellt sich dann die Frage, woher das Kind Wind von diesen tollen Kerlen bekommt), oder es ist von vorne bis hinten nur ein Abbild von Wünschen, die unrealistisch und nicht entwicklungsgerecht sind.

Das Mittelalter hatte in dieser Beziehung einiges für sich. Die Söhne wurden das, was der Vater sein Leben lang tat, und die Frauen führten den Haushalt. Ungerecht, nicht wahr! Stimme Ihnen voll zu. Aber geordnet. Nicht die tollste Verteilung in einer Zeit, in der das Geschlecht nichts über die Qualitäten und die Berufswahl aussagen sollte, dennoch gab es damals noch wahre Helden. Der Vater, die Mutter, die Ritter. Harte Wirklichkeit, aber viel eher erreichbar – den Ritter mal ausgenommen, aber Vater und Mutter, das ging mitunter schon – als heute ein Star zu werden.

Es gibt schon zu viele Idole, und mit wachsender Quantität leidet nun mal die Qualität – die zwangsläufig mit steigender Quantität übersehen wird. Ein Kreis des Teufels – wobei ich nicht dafür plädieren möchte, aus Ihrem Sohn einen fanatischen, schwarz angemalten Trash-Metal-Headbanger zu machen.

Ich bin dann noch vor meiner Haltestelle aus dem Bus ausgestiegen, denn ich wollte dem Teenager neben mir nicht noch weiter die Laune verderben. Ich kann nur hoffen, dass er einen Job findet und nicht allzu hart auf den Boden der Realität aufschlägt. Wäre schade drum, wie um jede junge Seele, die in den eigenen Wünschen und Tagträumen verloren geht.

In diesen schrecklichen Zeiten schreien dann viele nach der Kirche. Sie hätten wohl gerne, dass ich mich über diesen Bereich des täglichen Lebens nun hier und jetzt auslasse. Jeder war schon mal in einer, jeder weiß, wie komisch sich das erste Mal anfühlte und vor allem, jeder sollte wissen, dass vor allem Toleranz der Wut vieler Menschen den Wind aus den Segeln nimmt.

Ich sage immer, dass ich nicht an die Praktiken der einzelnen Kirchen glaube, nichtsdestotrotz an etwas Höheres – man nenne es Gott, Buddha, Shiva, George Bush Junior oder Senior – beide haben im ach so bösen Irak interveniert – »hier den Namen eines Rapstars aus Amiland eintragen«

oder sonst wie – glaube jedoch, sollte es jedem Einzelnen vorbehalten sein, diverse Rituale zu benötigen, um Kraft gegen die Widrigkeiten der Welt zu sammeln. Ob nun Yoga, zur Kirche gehen, Sex, Boxen oder Alkohol – jeder findet seinen Weg, auch wenn er nicht immer der richtige ist. Was nicht bedeuten soll, dass der Weg eines der ausgebrannten Idole, Kurt Cobain, sich den Kopf wegzuschießen, in irgendeiner Weise zu rechtfertigen sei.

Ich stand also an der Bushaltestelle, an der ich ausgestiegen war, und dachte über ein Ohrmuschelpiercing nach. Und an die dazugehörigen Schmerzen. Dass ich eine gewisse Abneigung gegen akute und fiebrige Krankheitsverläufe habe, können Sie sich sicher vorstellen.

Als ich zwei Tage später morgens aufwachte, war noch alles in scheinbarer Ordnung. Keine zwei Minuten später durchfuhr mich ein stechender Schmerz, der sich von meinem paarweise angelegten männlichen Fortpflanzungsorgan durch das Rückenmark in mein Hirn zog. Konnte quasi nur eine Nagelbettentzündung sein!

Vor guten fünfzehn Jahren hatte ich schon einmal ein Hühnerauge gehabt, eine verwandte Art der Passionskrankheiten, die immer nur dann auftreten, wenn man nicht damit rechnet. Wahrscheinlich würde man sich dann auch dagegen impfen lassen. Man kann sagen, was man will, für so wenig Hirn halten sich Viren im Allgemeinen ziemlich gut, nur gegen Antibiotika sind sie etwas anfällig. Aber jede Lebensform hat nun einmal ihre Suchtmittel, mit denen die Existenz versaut wird.

Zurück zu meinen Schmerzen. Um elf Uhr begann dann noch, das Blut aus meinem linken Fuß Richtung Herzen zu wandern; ich hatte nunmehr das Gefühl, einseitig schwerer zu sein. Komische Sache, sage ich allen, die diese Erfahrung noch nicht mitgemacht haben. Im Grunde ähnlich wie bei einem Fußballspieler, dessen linkes Bein nur zum Stehen gut ist, oder einer Hochglanzprospektabziehbildperson, deren Kleinhirn vom Koks weggeätzt wurde.

Zwölf Uhr. Mittagessen. Auch dies ließ sich nicht mehr mit den Zuckungen vereinbaren, die kurze Zeit vorher begonnen hatten und meine beiden Arme unbrauchbar machten. Genug, schrie ich durch mein Hirn. Ich schnappte mir meine Sachen und lief, ein Bein nachziehend, durch die Straßen und musste aufpassen, dass ich nicht vorbeigehende Passanten mit einer zuckenden Rechten zu Boden streckte.

Zum Glück hatte ich zur Apotheke nur sieben Minuten Fußweg. Ich schilderte einem komisch dreinschauenden Apotheker mein Problem, erkannte seine Ablehnung gegenüber meiner Erkrankung – er glaubte wohl, dass ich ein Hypochonder bin –, verachtete ihn innerlich dafür, schloss eine Vendetta mit seinem erbärmlichen Leben – heimlich schwor ich, seine Familie, seine Katzen und seine Wellensittiche für seine Arroganz leiden zu lassen –, und dennoch war ich von ihm und seiner nächsten Handlung abhängig.

Seine Antwort passte dann genau zu dem Bild, das ich von diesem studierten Snob hatte: »Sind Sie Kassenpatient oder privat versichert?«

Als ich nicht reagierte, weil mich die Frage verwirrte, sagte er: »Gehen Sie zu einem Arzt und lassen Sie sich helfen.«

Die Glock, die ich unter meinem Mantel trug, hatte ich auf gut Glück mitgenommen, denn man kann nie wissen, wer einen überfallen will. In Amerika habe ich gelernt, dass man nur auf sich selber schauen sollte, denn wenn es einer mit einer dickeren Kanone als der eigenen macht, dann: Gute Nacht.

Ich drohte allen im Laden, sie zu erschießen. Eigentlich wollte ich nur dem Snob drohen, doch meine Zuckungen ermöglichten mir ungewollt ein großes Schussfeld. Deswegen zwang ich die Anwesenden auch nicht, sich in eine Ecke zusammenzustellen, denn es hätte meine Drohung nicht verstärkt. Nein, so ging es schon irgendwie!

Meine Forderungen waren ziemlich eindeutig. Das Rezept hatte ich in einer Zeitung für angehende Drogenkranke ausgeschnitten – man weiß nie, wofür unnütze Informationen einmal gut sind: Mische 200 ml Morphinum mit 300 ml Hustensaft und füge 20 zerkleinerte Tabletten reines Ephedrin bei, schmeiße vorher eine Jahrespackung Paracetamol und nehme für den Nachtschisch drei Packungen Androstendione mit (zwar nicht gegen Kopfschmerzen, aber wenn man die Auswahl schon einmal hat!). Zur Sicherheit bat ich noch um einige Tabletten Aspirin plus Vitamin C – man will seinem Körper auch mal was Gutes tun – ließ sie mir in Wasser auflösen und trank das Glas in einem Zug aus.

Kurzzeitige Erholung, gerade genug, um nach Hause zu gelangen. Zwei Stunden und zwanzig Minuten später hatte mein Körper alle Substanzen abgebaut. Schlussendlich half nur ein altes Rezept von einer der Mamas, eine, die ich nie hatte: Schlafen ist die beste Medizin. Gute Nacht.

Ich erwachte an einem sehr kalten Morgen. Ich wunderte mich, dass die Temperatur im Dezember so tief sinken konnte. Die ersten drei Stunden konnte ich mich nicht bewegen. Wie festgefroren war mein Körper, kein Gefühl, kein Muskel regte sich. Dann unglaubliche Schmerzen, als das Blut wieder zu fließen begann. Mein Körper erwachte und ich hatte einen Riesenhass auf die Pharmaindustrie, die ihren Medikamenten nicht verordnen konnte, länger als drei Stunden zu wirken – aber dann wurde mir ihre Strategie klar. Die müssen auch leben, wäre doch schlimm, wenn man nur eine Tablette nähme und allen ginge es wieder super.

Als ich wieder der Meinung war, die komplette Kontrolle über meinen Körper zu haben, erhob ich mich und blickte durch das weite Rund. Mein Haus hatte immer noch keine Decke, vielleicht war es deswegen so kalt. Aber es schien auch keine Sonne, es war stockduster und der Himmel war wolkenverhangen.

Ich drehte mich nach allen Seiten um und in mir stieg ein Gefühl des Fehlens auf. Es fehlte irgendetwas. Was immer da ist und was man nur mitbekommt, wenn es weg ist: Lärm. Ich hörte keinen Mucks von draußen. Das wollte ich mir anschauen. Vielleicht gab es irgendwo Freibier und alle Menschen waren dorthin gelaufen.

Doch auch vor der Tür war nichts zu hören, nirgends war jemand zu sehen. Kein Auto, keine Flugzeuge, kein, aber auch gar nichts. Leer, verlassen, tot. Ich schlenderte durch die Straßen und erkannte später, als ich in eine bessere Wohngegend kam, dass viele Häuser verrottet waren. Mein Viertel sah wie immer aus, doch hier, wo einst blühende Gärten das Prunkstück von neureichen, großkotzigen Superbürgern mit non-variativen Geschmacksverkalkungen waren – nichts. Tote, verbrannte Erde. Alles abgestorben, selbst die Pflanzen. Keine Grillen, keine Tiere, keine Vögel, nur ein paar Regenwürmer. Nun ja, besser als nichts!

Nachdem ich mit ihnen meinen schlimmsten Hunger gestillt hatte – nebenbei bemerkt, sind Regenwürmer recht schmackhaft, wenn man sich durch die glitschige Schleimschicht hindurchgelutscht hat – bemerkte ich eine verdreckte Schachtel auf dem Boden. Ich hob sie auf und entfernte den Schmutz von der Oberfläche. Eine Schuhmarke der Upperclass. Wollte doch mal sehen, was sich darin befindet, sagte ich mir.

Einigermaßen erstaunt konnte man mich dreinblicken sehen, als ich nicht etwa Schuhe dort in der Schachtel fand, nein, es war ein Buch. Ich schlug das Cover auf und las in verdreckten Buchstaben einer schönen Frauenschrift auf leicht vergilbtem Papier: »Es ist alles wahr! Wir sind und waren die Letzten. Nach uns wird nichts mehr sein. Falls dies einer liest – also ich will Ihnen nicht alle Hoffnung nehmen – aber –

Bei den letzten Buchstaben brach die Schrift ab. Ich schloss das Buch und blickte bedrückt zu Boden. Neben der Schachtel sah ich im Gebüsch etwas Weißes. Einen Knochen. Ich erschrak, drehte mich beschämt ab und – erwachte.

Sie warten sicherlich in diesem Moment auf ein Resümee, das Ihnen eine Antwort auf die einzig sich aufdrängende Frage gibt: Ja, ich fühlte mich besser. Auch wenn mein Magen etwas gegen diese Art der Radikalkur anmeldete, nach einem gepflegten Dünnschiss, in der hessisch-sächsischen Grenzlandessprache auch Flitzekacke genannt, ging alles wieder seinen gewohnten Gang.

Die Schmerzen und Zuckungen sollten in dieser Form nie wiederkommen. Vielleicht lag es auch daran, dass ich zur Vorbeugung ab jenem Tag jeden Morgen einen Becher selbst gesammelter Hirschhornkäferpisse trank. Wirkt Wunder, dieses Zeug. Seitdem kann ich auch in der Nacht sehen.

Kommen wir aber nun zu einem meiner Lieblingsswitze: Ömmeldro und Drömmelpho. Ionis Tegis gongin Ömmeldro and Drömmelpho on din Gertin Idin and posstin gigin doi Wend. Spetir em Tegi hettin soi kioni Last mihr and gongin nech Heasi.

Verstehen Sie das? Nein? Ich auch nicht. Da kenn ich noch einen anderen: Der Tag des Steuerzahlers. Wenn Sie in den Kalender schauen und erkennen, dass an diesem Tag der des Steuerzahlers ist, dann fragen sich viele Menschen in Deutschland, ob es auch ein Feiertag ist.

Viele denken immer noch, dass sie an diesem Tage etwas mehr Steuern zahlen müssen oder bestenfalls ein paar Kröten zurückbekommen. Aber diese Menschen muss ich wirklich herbe enttäuschen. Nein, dies ist der Tag im Jahr, an dem Sie bis dato bundesdurchschnittlich nur für den Staat und nur ausschließlich für den Staat gearbeitet haben. Das ist auch der Grund, warum es kein Feiertag ist.

Die zweite Frage, die sich unweigerlich aufdrängt, ist die, wann wir den Kalender umschreiben müssen. Nämlich genau dann, wenn dieser Tag in den bis jetzt noch nicht existierenden dreizehnten Monat fällt.

Auch wenn ich dieses Szenario nie durchdenken möchte, wäre es dennoch interessant zu sehen, wie die Parteien einem dies als notwendig verkaufen wollen. Meine Meinung zu diesem Tag ist eine einfache: Wenn ich nicht arbeite, senke ich den Schnitt und der Tag kommt früher im Jahr. (Kompletter Blödsinn, aber schließlich braucht man seine Gründe für die Langzeitarbeitslosigkeit.)

Das Warten auf die Gelegenheit, wieder zu arbeiten, ist wie der Winter. Kalt, düster, langweilig, anstrengend, ermüdend, kraftraubend und vieles mehr. Eines Tages, draußen waren es lausige drei Grad am Ende eines stürmischen Herbstes, stand Wolfram vor meiner Tür. Jahre hatte der sich nicht mehr blicken lassen. Kennen gelernt hatten wir uns bei einem Treffen für schwerlich umerziehbare Heterosexuelle; aus Respekt vor dieser Minderheitengruppe fand das bisher noch keine Erwähnung – und auch jetzt sei es nur als Faktum erwähnt.

Zuerst grollte es in meinem Magen, ob ich ihn überhaupt noch beachten sollte. Doch nach kurzer Überlegung dachte ich mir, dass Toleranz etwas Menschliches sein sollte, und bat ihn durch die Türe in meine unüberdachte Suite. Ich bot ihm einen antialkoholischen Cocktail an – denn ich bin, seit Wolfram vor der Tür stand, passiver Nichttrinker – und er begann, seine erlebte Geschichte vor mir auszubreiten.

Drei Stunden später endete er mit dem Satz, dass er wieder da sei. Den Zwischenteil will ich Ihnen nur grob wiedergeben, denn ich glaube nicht, dass Sie alles über seine achttägige Erdumrundung wissen wollen, außer, dass er nebenbei noch den Weltrekord im Dauerschwimmen nur knapp verfehlt hatte, da er sich zwischendurch von einem Schwertwal einige Meter hat ziehen lassen.

»Und was machst du jetzt? Hast du schon neue Pläne?«, fragte ich ihn.

»Natürlich. Als Erstes werde ich mich auf dem Amt arbeitslos melden und Wohngeld beantragen.«

Auf diese Idee war ich noch gar nicht gekommen! Plötzlich schien sich mein Leben zum Guten zu wenden. Und beinahe hätte ich meinem Messias die Türe vor der Nase zugeschlagen!

»Dann lass uns doch zusammen hingehen«, schlug ich vor.

»Dann bekommst du auch mal ein richtiges Dach«, witzelte er und wusste nicht, wie tief er mich damit kränkte. Nicht in meinem Stolz, sondern in meinen Gefühlen für meine Pflanzen, die mittlerweile an den Wänden nach außen gewachsen waren. Auch für meine Borneo-Affen-Kolonie, die sich in diesem Dschungel verlaufen hatte – ich glaube, die sind mir aus dem Zoo gefolgt –, tat es mir in meinem Herzen weh.

Allein die Aussicht auf ein wetterunabhängiges und wetterbeständiges Wohnplätzchen ließ mich meine Gefühle in die Ecke drängen und die Vernunft übernahm wieder das Kommando.

»Dann treffen wir uns morgen auf dem Amt«, verabschiedete ich Wolfram.

Arbeitslose, -suchende und -geschädigte haben sicherlich kein leichtes Leben. Arbeitende auch nicht. Ich gehöre zu der Gruppe der Arbeitslosen und komme dennoch, da ich keinerlei Luxus besitzen muss – nur meine neue Penthousewohnung –, mit meiner spärlichen Unterstützung durch den Staat locker aus. Es reicht sogar aus, um jeden Monat einen Euro und siebenunddreißig Cent zu sparen.

Die nächsten drei Monate gingen ins Land mit unablässigem Warten in meiner schmucken Dreizehnzimmerwohnung, die jedoch beträchtlich leer wirkte, so ganz ohne Möbel und Interieur. Auch das Aufwachen im Dreizehntage-Rhythmus in einem anderen Zimmer brachte nicht mehr das anfängliche Gefühl von Hochstimmung.

Alles Nichtstun hat auch sein Positives. Ich hatte genau neunundvierzig Euro und zweiunddreißig Cent zusammengespart – vier Euro elf Cent von meinen Gesparten, den Rest hatte ich noch von einer Rückzahlung der GEZ, die fälschlicherweise auf meinem Konto eingegangen war. Und in einem Discounter gab es einen Fernseher für neunundvierzig Euro und neunundneunzig Cent. Klein, handlich und mit einer einhundertundzwei Zentimeter langen Diagonale – zwar etwas klein, doch was soll es – die Hauptsache war doch, dass ich mir einen Fernseher leisten konnte. Oder beinahe.

Da man davon ausgehen konnte, dass um zwei nach acht Uhr morgens schon keine Geräte mehr im Regal standen, begrub ich die Aussicht, dass ich nächsten Monat noch ein Modell ergattern konnte. Ich musste also Geld aufreiben. Aber woher nehmen, wenn nicht stehlen? Oder doch stehlen? Nein, es schien mir nicht der rechte Weg zu sein. Alle Religionen halten nichts vom Stehlen, und da ich mittlerweile, nach all meinen Erfahrungen, zum zen-katholischen Mormonenbuddhismus gewechselt war, war Stehlen keineswegs eine annehmbare Option.

Beim Durchblättern einer Zeitung fiel mir dann eine Annonce auf, die darauf hindeutete, dass man schnell schnelles Geld und noch schneller noch schnelleres Geld machen könnte. Wie?, fragen Sie sich jetzt sicherlich.

Boy für die Nacht oder länger war der korrekte Terminus (und wie Sie sicherlich noch wissen, habe ich mich schon einmal damit über Wasser gehalten).

»Männlich, Anfang zwanzig, mittelmäßig gebaut, leicht bauchig, keine Augenweide, aber solide – für eine Stunde bis ein Leben lang zum Mieten«, war meine Anzeige in einem schmierigen Tagesblatt.

Nun wartete ich draußen vor meiner Wohnung an der Telefonzelle auf einen Anruf. Und die Zeit drängte. Montag früh musste ich die Kohle zusammenhaben, und es war schon Sonntag. Um zehn Uhr abends, meine Füße fühlten sich wie Eisblöcke an, die für Eisskulpturen missbraucht werden sollten, und auch die Hoffnung war schon seit Tagen erfroren, klingelte das Telefon.

Innerlich sprang meine Batterie von Winterschlaf-Standby auf Aggressiv-Hellwachfunktion mit zuschaltbarem Hyperantrieb. Ich schnellte zum Hörer, nur um festzustellen, dass meine Füße wirklich festgefroren waren. Wie Kaugummi dehnte ich mich zum Telefon und im letzten Augenblick, kurz bevor ich zurückgezogen wurde, erhaschte ich den Hörer, bekam Namen, Adresse und auch die Uhrzeit mit, notierte mir alles mit einem Tätowiergerät in meinen Unterarm und schoss wie eine gespannte Steinschleuder zurück auf meinen Platz. Telefonhörer samt Telefonhäuschen und unterliegender Betonplatte riss ich aus dem Boden, hoch über meinen Kopf, und wenn Sie ab und zu Bugs Bunny gesehen haben, respektive den Abschnitt, in dem Wile E. Coyote Road Runner vergeblich jagt, dann können Sie sich sicherlich vorstellen, dass ich mit ziemlich strengen Kopfschmerzen zu meinem anstehenden Candle-Light-Dinner ging.

Wenn Sie sich jetzt auch noch fragen, wie ich von dieser Stelle wieder wegkam: Nun ja, ich habe mal in einer Zeitung gelesen, dass man mit einer gezielten Vorarbeit länger beim Kolportieren kann (falls Sie den Sinn dieses Satzes nicht verstehen, schauen Sie in ein Fremdwörterlexikon oder ergoogeln Sie sich den Zusammenhang). Und für was das Zeug noch gut ist – immerhin ist es warm und es erweist sich aufgestaut in ähnlicher Funktion wie Sprengstoff. Auf weiterführende Schweinereien, wie sie sich manche Endfünziger (und ältere Semester), deren Sexualleben einem vertrockneten Gummibaum ähnelt, jetzt wünschen, muss ich leider sagen, dass sich die pornografischen Elemente in dieser Geschichte auch weiterhin zurückhalten – sie sind allenthalben suggestiver Natur.

Schlussendlich bekam ich meinen Fernseher, auch wenn ich jedem von dem Job als House-Boy für die Nacht abraten möchte, der nicht eine leidenschaftliche Beziehung zu erschlafte Brüsten von vereinsamten oder sitzen gelassenen Hausfrauen hat. Arbeit sollte Spaß machen, und wenn man sein Hobby zum Beruf machen kann, umso besser, doch muss ich Ihnen direkt und ohne Umschweife sagen, dass auch Schmerzen Grenzen kennen. Dies ist eine Grenze.

Eine andere Grenze ergibt sich aus dem Folgenden: Eines Tages besuchte mich Wolfram einmal wieder – nein, es waren nicht schon wieder Jahre vergangen, nur knappe drei Monate – und er lud mich zum Urlaub ein, so quasi zu meinem verfrühten Dreiundzwanzigsten. Mit seiner Geschichte, die er natürlich aufschrieb, hatte er viel Geld gemacht, denn die Leser verzehrten sich nach

Büchern, die einem das Gefühl suggerierten, dass nichts davon wahr ist, auch wenn man es sich noch so sehr wünschte.

Ziemlich egal, ob es nun so wahr ist oder nicht, denn ich hatte es nicht gelesen, sondern es an einem warmen Sommerabend in den Kamin zum Heizen geschmissen. Auf jeden Fall ging es (in der neuen Geschichte, die mit mir) mit dem Flieger quer durch die weite Welt und der Höhepunkt war sicherlich der Tandem-Fallschirmsprung aus knappen zweiundzwanzig einhalb Kilometern. Doch Wolfram wusste schon, was er tat, und durch die Fallgeschwindigkeit und die Reibung, die wir an der Atmosphäre zu spüren bekamen, wurde uns auch nicht kalt. Wir fingen sogar leicht zu glühen an, und ich begann mir Sorgen zu machen, dass wir uns später in den Wolken einen leichten Schnupfen holen könnten, denn es ist ja allgemein bekannt: Wenn man verschwitzt ist, soll man nicht ans frische Wetter gehen, man könnte einen Zug bekommen – nun ja, immerhin besser, als ihn zu verpassen.

Dreihundert Meter oberhalb der Wasseroberfläche, bei geschätzten Mach drei Komma zwei – wir zogen eine längst durchbrochene Schallwelle, sozusagen Lautstärkentrümmer, hinter uns her und leichtem Tinnitus, vom an uns vorbei pfeifenden Wind – riss Wolfy, so sollte ich ihn ab nun nennen (wegen Groupies und anderen Politikern, vor allem aber wegen der Steuerfahndung), die Leine und der Fallschirm öffnete sich schulbuchmäßig.

Wie eine Feder im luftleeren Raum sanken wir zu Boden und landeten punktgenau auf einer Vierzehn-Meter-Jacht, die Wolfy extra für unseren Ausflug gemietet hatte. Er hatte wirklich keine Kosten gescheut, um mir die drei alten, verfaulten und löchrigen Scheiben Käse wieder gutzumachen, die ich ihm in seinem härtesten Winter vor Jahren geliehen hatte, als wir uns nach der Séance beim Treffen von, sie wissen schon, bei mir auf ein Gespräch trafen.

Sonst wäre er damals wohl verhungert, wäre nicht auf Weltreise gegangen, wäre nicht Schriftsteller und berühmt geworden, und wir wären nicht zusammen auf diesem Boot, fernab jeglicher Zivilisation. Mir kam der Gedanke, dass ich einen fünfzigprozentigen Anteil an seinem Vermögen verdient hätte, doch als ich in seine himmelblauen Augen sah und dort unendliche Wärme und Nähe spürte, wusste ich, dass, egal was auch kommen mag, wir beide uns nie bescheißen würden. Was kann schon stärker sein als wahre Freundschaft, wahre Liebe im Herzen und der Neid auf den anderen?

Und dann begannen wir zu angeln. Hochseefischen. Als Leistungssport verkaufte sinnloses Töten von Tieren, die uns nichts getan haben. Also, ich kann Ihnen verraten, dass Fische, besonders kleine Haie, nicht einfach ihren Lebensatem aushauchen, wenn man sie ins Boot gezogen hat. Nein, die wehren sich mit Händen und Füßen – wenn sie welche hätten – und mit ihren ureigensten Waffen. Der Narwal zum Beispiel durchpiekste meinen Unterarm, als ich versuchte, ihm den Köder wieder aus dem Maul zu entfernen.

Denn wir wollten keine Verschwender sein. Die Natur zu beschützen, ist mein oberstes Ziel. Aus diesem Grund entfernte ich auch nur das Horn des Wales – und schmiss ihn wieder zurück – natürlich lebend – ins Wasser. Alles, was ich nicht brauche, gebe ich der Natur zurück, das ist eins meiner Prinzipien.

Sie fragen sich sicherlich, wofür ich dieses Horn brauchte und den Rest nicht. Erstens, ich brauchte das Fleisch nicht, da ich gerade gegessen hatte – fangfrischen Lachs, um genau zu sein –, doch hatte ich die Zahnstocher zu Hause liegen gelassen und brauchte nun etwas, um die Gräten aus meinen Zahnlücken zu entfernen. Liegt doch dann nahe, dass ich mir im Meer einen Ersatz suche. Glauben Sie mir nicht? Keine Angst, ich scherze tatsächlich! Spaß beiseite, mein Unterarm hing noch dran.

Die weitere Reise verlief dann ereignislos. Außerdem gab es da noch ein Ereignis, von dem ich berichten möchte. Wolfy hatte sich einen tragbaren Blu-ray-Player mitgebracht, und wir schauten uns einen Film über prähistorische Tiefseetaucher, sogenannte Seepferdchen-Absolventen der guamesischen Robben- und Frischfischakademie, an. Ich will den Film nicht beurteilen, doch erweckte er in uns das Verlangen, einmal in die Tiefen der Ozeane hinabzutauchen.

Wir fischten uns die nötigen Teile zusammen und schweißten (auch Schweißgeräte werden ab und zu im Meer entsorgt) uns aus alten Fahrrädern, Metalleimern und russischen U-Boot-Frackleiten (teilweise schimmerten die Teile leicht grünlich) einen Anzug, der wasserdicht bis in eine Tiefe war, die wir nicht mehr in Zahlen ausdrücken können.

Um nicht wie Kleinkinder dazustehen, sondern wie erwachsene, gestandene Männer, suchten wir uns eine passende Herausforderung. Der Marianengraben schien uns genau die richtige (gut und gerne ein paar Kilometer tief).

Wir ließen uns also in die Tiefe hinab und suchten nach verloren gegangenen Schätzen. Wir spazierten einige Zeit am Grund entlang, sahen Tiere, die etwas komisch dreinblickten – ähnlich wie die Gesichter von Wahlplakaten, um auf diesen Punkt noch mal zurückzukommen – und wollten schon entmutigt aufgeben und wieder nach oben steigen, als wir hinter einem Felsen ein mysteriöses Schimmern sahen. Wir sprachen uns in völliger Dunkelheit in der Meereszeichensprache ab und machten uns auf den Weg dorthin, woher das Schimmern kam.

Es wurde immer heller und schlussendlich standen wir vor einem U-Boot, das schon etwas älter war, dennoch schien es in gutem Schuss zu sein. Wir gingen um die Blechbüchse herum, fanden den Eingang und klingelten. Als wir keinen Ton hörten – wir gingen davon aus, dass bei diesem Wasserdruck Töne verschwindend leise werden – klopfen wir minutenlang an, bis endlich jemand uns zu hören schien und die Tür öffnete.

Und Sie würden bestimmt erraten, wer es war, wenn ich Ihnen drei Möglichkeiten ließe: Erstens, »Tupac Shakur« – nein, der nicht. »Elvis«, Nummer zwei, nein, der auch nicht, obwohl es sich

vielleicht in der Geschichte nicht schlecht machen würde – auf jeden Fall könnte man damit alle Elvis-Fans über den Ladentisch ziehen – und wenn ich es mir recht überlege – aber nein, ich bin ja kein faschistischer Kapitalist, der vielen Menschen den Sinn des Lebens zerstören möchte.

Also, die dritte und letzte Wahlmöglichkeit, die ich Ihnen zur Hand gebe, ist »Kapitän Nemo«, die Sie vermutlich auch nehmen würden, da es die naheliegendste ist. Und damit hätten sie richtig gelegen.

Wir stiegen in seine Nautilus und wurden aufs Unherzlichste begrüßt. Da die Geschichte dieses Separatisten-U-Boots schon von jemandem namens Jules Verne in einer vergleichbaren Geschichte niedergeschrieben wurde, erzähle ich Ihnen nur das, was der gute Herr Ihnen verschwiegen hat.

Erstens waren die Umstände unseres Findens der Nautilus andere, genauso wie die Flucht, die keine war, und drittens war der Grund, warum Kapitän Nemo die Welt so abgrundtief nicht mochte, dass alle Frauen dieser Welt seinen wunderschönen, exorbitant originellen Namen jedem dritten Baby in den Pass drückten und ihn nicht als Misanthropen akzeptieren wollten.

Kapitän Nemo war einfach nur verbittert und hatte die Konsequenz gezogen, sich von Nessie und den anderen Ungeheuern zu verabschieden und sich in die dunkelste Ecke der Erdoberfläche zurückgezogen, dorthin, wo nur wir, zwei wagemutige Männer von Format, ihn aufspüren konnten. Doch wir versprachen ihm, nichts von seinem Aufenthaltsort zu verraten. Ich hielt mein Wort, doch Wolfy schaffte es nicht, er musste es allen erzählen. Auch wenn ihm niemand die erlebte Geschichte abnahm, nahm ich doch ein Ende unserer Beziehung schmerzlich hin, denn ich konnte mir nie sicher sein, dass er mich nicht auch eines Tages ans Einwohnermeldeamt verrät.

Wenn Sie sich jetzt fragen, wer dieser schillernde Autor hinter dieser Geschichte ist, kann ich Sie beruhigen. Es sind meine Memorieren, die ich für mich niederschreibe. Auf keinen Fall will ich damit Geld verdienen, denn ich habe noch meinen Stolz. Ich werde mich nicht verkaufen. Ich bin kein Mächtegern-Schriftsteller. Ich nicht! Und falls Sie dies lesen, dann habe ich immer noch die Möglichkeit, alles abzustreiten. Machen Sie sich Ihr eigenes Bild von der Wirklichkeit – wie wirklich ist es, dass wir auf dem Grund des Marianengrabens waren, wie wirklich scheint es, dass diese Geschichte auch nur ein winziges Fünkchen Wahrheit beinhaltet? Aber gleichzeitig sollten Sie fragen, ob Sie überhaupt existieren, oder ob Ihr Dasein nicht die gleiche Unschärfe besitzt, mit der ich meine Geschichte erzähle? Heisenberg und so. Oder ist meine Geschichte am Ende wahrheitsgetreu und Ihre Existenz ist nur unreal? Wenn Sie mich fragen, sollten Sie das nächste Mal beim Arztbesuch einen Test auf Sinnesrealität machen! Nur als kleiner Tipp am Rande! Ist auch kostenfrei und nicht umsonst!

Jeder Mensch sucht. Manche suchen ihr Leben lang und finden nicht, wonach sie suchen. Schlecht wird es, wenn man nicht weiß, wonach man suchen soll. Selbst jene, die alles haben und sich alles

gönnen können, selbst diese Menschen suchen. Gerade suche ich nach dem roten Faden. Ach, da ist er ja. Gut, nun kann ich weiterstricken und Ihnen derweil ein Ohr abkauen.

Sie, die Suchenden, suchen nach Vertrauen, Liebe, geistiger Potenz, normaler Potenz oder ganz einfach nach noch mehr Geld und Macht. Ich habe in meinem langen Leben – und ich habe seit meinen Jugendtagen, speziell nach dem Ausbruch aus meiner Stammülltonne, viel erlebt – noch keinen Menschen getroffen, der mit seinen Suchen am Ende angelangt war – wenn man einmal die nicht wirklich realistischen Darstellungen in religiösen Erzählungen absieht.

Am nächsten kommen noch die Menschen, die keine Hoffnung mehr besitzen, die keine Perspektive und keinen Besitz haben, nur noch ihr eigenes, teilweise jämmerliches Dasein. Das Suchen reduziert auf ein Minimum, auf Sparflamme, dennoch würden diese Menschen nie ihren ureigensten Trieb auslöschen oder negieren können.

Leben heißt Suchen, manchmal Finden, doch am Ende finden wir alle das Gleiche: den Tod. Die Frage, die sich an diese Erkenntnis anschließt, ist eine simple: Suchen wir alle nur nach der angenehmsten, glorreichsten, wahrhaftigsten, edelsten, freimütigsten oder heroischsten Möglichkeit des Ablebens? Und wenn ja, wenn das Leben nur der Weg zum Tod ist, wie enttäuscht müssen dann die Menschen sein, die an ein Leben nach dem Tod glauben, Spuren danach suchen und daran so fest glauben, dass sie meinen, ihre Suche wäre gleichzusetzen mit der Wahrheit, der einen Wahrheit, die sich so stark in ihnen manifestiert hat, dass eine Überraschung ausgeschlossen ist, sie völlig aus der Bahn werfen würde, sie vielleicht töten würde? – diese Menschen hätten dann das zweifelhafte Vergnügen, zweimal zu sterben.

Doch sollte es kein Leben oder Existieren nach dem Tod geben, wäre, glaube ich, diese Enttäuschung auch nichtig, denn sie würde nicht existieren und die Suche wäre beendet. Vielleicht die angenehmere Option, wer weiß.

Warum ich ausgerechnet an dieser Stelle auf diesen Punkt komme, der einen leicht beendenden Charakter hat? Gleich mehr, zuerst habe ich noch einige Sachen anzumerken. Die allererste Frage sollte jedoch immer jene sein, ob die vermutete Erkenntnis, wenn sie nicht eintrifft, einen bedeutenden Abschnitt des eigenen Lebens vernichten könnte.

Künstler sind tolle Menschen. Bekloppt, bescheuert, egozentrisch, weltverschlossen, aber toll. Sie gehören zu einer eigenen Art und müssten eigentlich unter besonderem Artenschutz stehen. Es sind sozusagen die Dromedare unter den Kamelen. Irgendetwas fehlt ihnen – was man erst beim zweiten Hinsehen feststellt –, dennoch sind sie sehr nahe an den blutsverwandten Mitmenschen. Artengleich, nein, artenähnlich. Das fällt gerade in den Momenten auf, wenn der Künstler, sei es nun Video- oder Leinwandwerker, Theaterschauspieler, Schriftsteller oder Straßenmusikant – was auch immer – versucht, eigenhändig und mit seinen Worten die Gefühle zu beschreiben, die er in sein Werk hat einfließen lassen. Und dabei werden die Menschen immer so pathetisch: Eine

Schwalbe flog an mir vorbei und seitdem protestiere ich gegen den Krieg, indem ich überall Graffiti mit dem Spruch »Make Kids, not War« hinspraye, oder mir ist es wichtig, dass Menschen meine Tagebücher lesen, obwohl sie nicht für die breite Masse, eigentlich für niemanden geschrieben wurden (erstaunlicherweise kommen solche Schinken auf den Markt, wenn man gerade den Höhepunkt seiner Karriere überschritten hat oder es schon seit mehr als fünf Jahren nicht mehr geschafft hat, hundert Seiten mit einer dämlichen und langweiligen Erzählung zu füllen). Sind wir eigentlich schon auf Seite 100 plus?

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Ich glaube schon, dass, wenn jemand nichts zu sagen hat, er lieber den Füllfederhalter liegen lässt oder die Finger nicht mit einer Tastatur malträtirt, doch ich muss auch sagen, dass Tagebücher in gewissen Zeiten für Menschen interessant sein können, und zwar in jenen, in denen ihr eigenes Tagebuch mit drei Sätzen pro Tag auskäme: »Keine Liebe heute verspürt. Bin weiterhin auf der Suche. Wie lange noch, bis der Schnitter mich holen kommt?«.

In der menschlichen Natur hat sich seit Anbeginn der Zeit nichts getan. Heutzutage jagen wir immer noch irgendeinem Ideal hinterher (schönen Frauen, einem Haufen Geld, schnellen Autos, wahrer Macht, atemberaubendem Sex und so weiter und so fort –) oder wir sammeln irgendwelche Sachen aus dem Abgrund des Lebens (Überraschungseifiguren, Gänseleberpastetensorten, Tiernamenverzeichnisse, getragene Damenslips oder / und Herrensrips, Sklaven, Ehefrauen und so weiter und so weiter und immer weiter –).

An eine Unterbrechung, geschweige denn an einen Durchbruch aus dieser hoffnungsraubenden Erkenntnis, ist meines Erachtens nicht zu denken. Und falls jeder einmal zu dem Punkt gelangt, mal nicht nur zu jagen und zu sammeln, dann sollte er den Zeitpunkt genießen, denn er kommt sicherlich nicht so schnell wieder.

Aber genug von der Kritik am Leben anderer. Hier sollte es um mich gehen, es ist meine Geschichte, ich möchte endlich einmal wieder von mir erzählen!

Wie Sie sicher gemerkt haben, ist mir in den letzten Abschnitten manchmal ein paar Worte zu viel der Kritik über die Lippen gerutscht, doch in meinem fortgeschrittenen Alter von dreiundzwanzig beginnt man, leise und unabdinglich, oft verborgen unterbewusst, Resümees zu ziehen. Von sich und seiner Familie, von seinen Erwartungen und Zielen, von anderen und besonders von seiner fernen Umgebung.

Dabei meine ich besonders andere Mitmenschen, von deren Leben ich nichts weiß, außer das, was ich die letzten zwei Minuten in der U-Bahn oder im Bus oder sonst wo mitbekommen habe. Ich kann Vergleiche anstellen, weil ich Vergleichsmaterial habe: meine schier endlos erscheinende Erfahrung. Lebenserfahrung! L-E-B-E-N-S-Erfahrung!

Menschen, die älter werden, neigen dazu, in der Erinnerung zu leben, und alles, wovon sie erzählen möchten, sind Geschichten, die mindestens vor dem Zweiten Weltkrieg waren. Dies soll keine

Kritik sein, besonders nicht an den Geschichten und deren oftmals niedrigem Wahrheitsgehalt. Woran ich Kritik übe, ist an der jungen Generation, die den Alten nicht mehr zuhört. Mir hört keiner mehr zu. Seltsam, dass Sie noch da sind – aber vielleicht ist das Buch auch nur auf dieser Seite aufgeschlagen gewesen, als es auf dem Boden aufschlug.

Und so muss meine neue Katze, Esmeralda, eine weiße Siamkatze mit fürchterlichem Haar- und Harnflüssigkeitsverlust, jeden Abend von mir dieselben Geschichten ertragen. Ich sage mir zwar immer, dass Katzen nur auf den Klang der Stimme hören und nicht auf den Inhalt – so ähnlich wie manch pubertierender Jungerwachsener –, doch ihre Reaktion auf meine Lebensweisheiten ist äußerst dürftig.

Ich habe es auch schon mit einer improvisierten Theatervorführung oder Leckerlis bei einzelnen Höhepunkten versucht, doch bleibt in mir immer das Gefühl, dass mir das ständige Wiederholen von Erzählungen aus meinem Leben nicht helfen wird, meine Suche zu beenden.

Es gibt etwas Tieferes, Sehnsüchtigeres, Tragischeres in meiner Seele, das beginnt, sich nach außen zu tragen – falls Sie jetzt daran denken, dass ich fett werde und männliche Oberweite bekomme, dann sind Sie auf dem falschen Dampfer – aber wenn ich schon mal dabei bin, wo fahren Sie denn hin? – und mir den Blick verschwimmen lässt.

Regentropfengroße Tränen bilden sich bei dem Gedanken an das einzige Faktum, das ich im ganzen Leben noch nie erreichen konnte: die Liebe zu einem menschlichen Wesen. Auch wenn ich es mir nie eingestehen wollte und dieses Gefühl in die tiefste, hinterste, kakerlakenverseuchteste Ecke meines Großhirns verbannte, kam es eines Tages mit der Wucht eines Vorschlaghammers hervor und pochte gegen meine Schläfe; zuerst bekämpfte ich dieses Gefühl mit allerlei Medikamenten, doch schlussendlich half nur Salzsäure, um die Schädeldecke an der besagten Stelle zu öffnen und dem Gefühl die Möglichkeit der freien Entfaltung zu geben.

Nachdem ich meine Schädeldecke – meinem Gehirn zog es, und ich wollte keine Gehirnrindenverspannung riskieren – mit schnell aushärtender Spachtelmasse wieder geschlossen hatte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen – wobei ich in diesem Moment zugeben muss, dass ich bisher verschwiegen hatte, dass ich überhaupt Schuppen hatte – wahrscheinlich eine Nachwirkung aus meinen Jugendtagen, als ich in der Mülltonne allabendlich an weggeworfenen Shampooflaschen schnüffelte –, dass ich vor kurzem eine Annonce in einer Tageszeitung gesehen hatte, wie man schnell und ziemlich sicher an viel Geld herankommen konnte.

Auch wenn ich im Nachhinein behaupten würde, dass es nicht gerade eine gute Entscheidung gewesen war, an medizinisch-klinischen Tests zur Wirksamkeitsbestimmung von hochdosierten Unfallmedikamenten teilzunehmen, brachten mich jedoch einige so weit, dass ich glaubte, ich sei kein Mensch, sondern ein gaia'sches Wesen mit veränderbarem Körperbau, mal Vogel, mal Schlange, mal Reptil, immer anders.

Das ging auch so lange gut, bis ich – an jenem Tag hatte ich nachts aufgrund einer Sondersendung über die patriarchalischen Lebensmethoden der purpurroten Plattkäfer nicht schlafen können – ich glaube, ich fühlte eine enge Bindung zu den Viechern – ob ich selber bereits mal eines dieser Käferwesen gewesen bin? – für einen Moment drohte einzuschlafen, den Wechsel zwischen den Tierarten verpasste und mich von einer Rötelmaus zu einer Thaikobra wandelte, nicht schnell genug schaltete und als ich endlich als Schlange aufwachte, bemerkte, dass ich meinen eigenen Schwanz verschluckt hatte, diesen kurzerhand erbrach, merkte, dass ich hungrig war, und ging auf Futtersuche.

Mal abgesehen von einigen schrecklich seltsamen Zwischenfällen in der Zwischenzeit – ich bekam Bauchweh, als ich merkte, dass sich dreiundzwanzig halbvergammelte Mäuse aus dem Zoofachgeschäft in meinem Magen befanden und ich einen leichten Krampf in meinem Unterkiefer hatte – Kauen wurde zu einer Belastung, denn der Körper hatte die natureigenen Schutzmechanismen über Bord geworfen und wollte ab nun bei jeder Nahrungsaufnahme den Unterkiefer aushängen, um bloß zeitsparend ein halbes Hähnchen in einem zu verdrücken.

Das endete schlagartig, als ich aufgrund eines fehlgeschlagenen Versuches zweieinhalb Wochen den Mund nicht mehr öffnen konnte. Darüber hinaus habe ich mehrere kleinere Macken von meiner Zeit als Schlangenwesen behalten: Zum Beispiel beginne ich zu lispeln und zu zischen, wenn ich Nager sehe, und ich versuche ab und an, mich in andere, meist schlafende Menschen zu verbeißen, bis ich merken muss, dass meine Bauchspeicheldrüse nicht imstande ist, ein Gift zu produzieren – allenfalls habe ich meinen Mundgeruch, der allerdings bei weitem nicht toxisch genug ist.

Vier Tage nach meiner letzten Umwandlung – ich frage mich allerdings, aus welchen Gründen ein derartiges Medikament jemals verschrieben werden sollte – stand die Polizei vor meiner Türe und wollte mich auf Präsidium schleifen; im ersten Moment schmiss ich ihnen die Türe vor der Nase zu und musste leider feststellen, dass so ziemlich jede andere Bewegung schmerzersparender gewesen wäre, denn die Soldaten des BND behandelten mich keineswegs wie einen Porzellan-Elefanten, als sie mich rücklings aus dem Haus trugen – in einer Zwangsjacke, versteht sich – und zum Präsidium schliffen. Erst dort erkannte ich, dass ich nicht zum Präsidenten, sondern zum Polizeipräsidenten gebracht worden war – hätte mir das mal einer vorher gesagt, dann wäre ich ohne Widerstand gegen die Staatsgewalt mitgekommen, denn man kann sagen, was man will, auf meine blütenweiße Weste als absolutes Nichtauffallendes und überkorrektes Nichtindividuum lasse ich nichts kommen – weder Tomatensauce noch Polizeigesabber, das mir weiszumachen versuchte, dass ich meine Karriere als Vampir aufgeben müsse.

Bisher war mir noch nicht bewusst geworden, dass ich ein Vampir gewesen sein soll, aber man kann ja nie wissen, welche Art der Reinkarnation man vor ein paar Jahrhunderten im fernen

Südeuropa gebucht hat. Aber als ich ihnen dann mit der Arztepisode kam, die ich erlebt hatte, ließen sie mich auf Verdacht der hereditären Folat-Malabsorption frei und gaben mir eine ordentliche Mahlzeit mit auf den Weg: ein Semmelbrötchen mit Blutwurst – und dabei mag ich kein Blut – da kann ich auch gleich meinen Eisenhaushalt leckend an einer Straßenlaterne auffrischen.

Ich kehrte also nach Hause zurück und musste Erschreckendes feststellen – es war noch da, aber in welchem Zustand! Es war am Anfang nichts Bedeutendes, aber es wuchs – in der Wand, am ersten Tag war es nur ein Krabbeln, das mich beinahe an den Rand des Wahnsinns trieb, aber bereits am zweiten Tag begann das Klopfen und mir blieb nichts anderes übrig, als Gegenmaßnahmen einzuleiten – ich musste den inneren Rambo herauskehren, wirksame und vor allem viele Waffen besorgen; doch um herauszufinden, was dort in meinen Wänden hin- und hertrampelte und dabei auch noch klopfte, ging ich ins Naturkundemuseum, dort in die Kleintierabteilung und studierte meine potentiellen Gegner genauestens.

Schlussendlich kam ich mit mir – oder besser, mit mir selber, aber doch mit jemand anders, der wiederum ich selber war – überein, dass es im Grunde nur ein Befall der fiesen ostsudamerikanischen *Epimyrma corsica*, einer überaus wanderbegeisterten Art der Ameise, die sich über Korsika – daher der Name – mit dem Schiff nach Marokko und von dort per Flaschenpost nach Paraguay eingeschifft hatte, dort den Sprung in den Urwald schaffte, um – im Gegenzug zur Vertreibung der Franziskanerlaus auf dem Blattwerk von wild wachsenden Bananen und deren Samen und mithilfe von südamerikanischen Dotterblottern, die jene Samen fraßen – nach Europa zurück getragen zu werden – sie flogen dorthin, um an der internationalen Vögel- und Flugtierkonferenz in Frickenhausen, Deutschland, teilzunehmen. Die Bewohner Frickenhausens hatten lange Zeit gegen diese Art der Konferenz protestiert, da es im Vorfeld hieß, dass die Zubereitung von Hühnerfrikassee aus Zugvögeln in dieser Zeit einzuschränken sei.

Ich kann mich gegen den Verdacht erwehren, dass genau diese fiese Art der Ameise mein Domizil befallen hatte und versuchte, wieder Herr in meinem eigenen Hause zu werden. Doch die Lösung schien derart nahe zu liegen, dass ich sie beinahe übersehen hätte. Ich besorgte mir – noch immer hatte ich gute Kontakte zu Sam, dem hochoffiziellen Waffenlieferanten osteuropäischer und nichtparamilitärischer Staaten – nur um ihnen Klarheit über seine Integrität zu verschaffen. Ich öffne kurz seine Akte und nenne einige der sicheren Länder, die er beliefert, als da wären: Libyen, Sudan, die Kashmirregion, Nordkorea und das Saarland, selten einmal die Eskimos in Grönland und die Pariser Jugendlichen – also, ich besorgte mir eine Handvoll Dynamitstangen und wollte dem Feind auf die Pelle rücken, als mir das Kleinhirn eine weit bessere Idee unterbreitete.

Im ersten Moment wollte ich zustimmen, doch hatte ich Bedenken gegen diese Art des Vorschlages und stritt mich längere Zeit mit meinem Kleinhirn, entschied mich gegen seinen Vorschlag und begann, unter scharfem Protest, die Stangen zusammenzuschneiden.

Im letzten Moment, bevor ich die Luntenschnüre anzünden wollte, setzte mein Kleinhirn alles auf eine Karte und schaltete sich ab – ich muss hier und jetzt zugeben, dass ich verkannt hatte, wie sehr ich von dem kleinen Fettknubbel abhängig war – und ich fiel in Ohnmacht, in einen traumlosen Schlaf, in dem mir die absolut reale Vision eines Ameisenbärs durch die Windungen fleuchte.

Als ich wieder aufwachte, packte mich die Wut darüber, dass ich beinahe mein geliebtes Heim dem Erdboden gleichgemacht hätte, nahm das Dynamit und schenkte es einer kleinen Außenseitertruppe, die hauptsächlich aus postpubertären Vernunftsträgern bestand – im Gegenzug erklärte mir einer von ihnen, dass sie im Biologieunterricht gehört hatte, dass die effektivsten Ameisenbären diejenigen in Afrika seien.

Somit stand mein weiterer Plan fest: Es ging nach Afrika, ins Land der unbegrenzten Grenzhafteit. Ich zog aus nach Gabun, einem Land, das auf der Straße nach Nirgendwo irgendwo rechts liegt, an einer staubigen Straße, an deren Seitenrand Menschen leben, die entweder schießen, sterben oder beides zusammen versuchen, was zumeist in einer massenhysterischen Völkerwanderung endet.

Im Grunde habe ich nichts dagegen, wenn Menschen versuchen, eine neue Heimat zu finden, aber als ich durch die Massen von Flüchtlingen zog, die rechts und links an mir in Scharen vorbeiging, da kam mir das schleichende Gefühl, dass dort, wo ich hinwollte, nicht alles zum Besten stand. Auch wenn es mein Herz zerspringen ließ, derart viele Menschen leiden zu sehen, musste ich dennoch weiter, weiter ins harte Herz von Afrika, dem schwarzen Kontinent, in die Heimat des Elfenbeinhändlers Kurtz, der auf eindrucksvolle, abartig geniale Weise von einem komischen Kauz namens Conrad beschrieben wurde, was darauf hindeutet – nun, auf was eigentlich, na, keine Ahnung, warum auch sollte ich eine Ahnung haben?! – Scheiße, Mann, wo befinde ich mich? Man hat mir eindeutig zu verstehen gegeben, dass ich hinter der vierten Sanddüne meine Route leicht nach links einschlagen soll, um dann nach der achtundzwanzigsten leicht nach rechts, dann nach weiteren zwölf sollte ein Fluss kommen, den sie in der hier typischen Landessprache Ogooué nennen – der Fluss trägt einen französisch-gabunesischen, leicht chinesisch-komoranischen Titel, der übersetzt so viel wie „großer Fluss“ heißt, aber dies hier war höchstens ein Bach, und ich hatte mich doch nicht verlaufen, eher hatte der Fluss seinen Zufluss verloren, der war höchstwahrscheinlich ausgetrocknet.

Kein Wunder, wenn die Menschen hier in Afrika immer ihre Teller leeressen und daraufhin am nächsten Tag die Sonne scheint. Eine geeignete Diät könnte diesen ganzen Kontinent mal auf Vordermann bringen und vor allem begrünen.

Worauf ich hinauswollte: da stand ich oben drauf, auf der siebenundachtzigsten Düne nach Überquerung des transatlantischen Bergrückens, dem Hullatulolla-Dünenmeer, bestehend aus vierundsechzig symmetrisch angelegten Dünen, ein Quadrat von acht mal acht Feldern, auf denen überdimensionale Götter – und ich kann mir beileibe Götter nicht als unterproportional vorstellen – Schach spielen könnten – und wenn ich mich so umblicke, dann – ach, sieh mal, dort ist der Stamm, den ich suchte, die Nukluklu-Nomaden, die eine besondere Affinität zu den Ameisenbären haben, denn diese naturverbundenen Nichthippies glauben fest daran, dass sie von einem Ameisenbären abstammen, und demnach verehren sie einen Gott, der das Aussehen eines menschenähnlichen Bären hat, einen mit langem Rüssel und – na, sicherlich haben sie nicht die geringste Mühe, sich eine derartige Mischung vorzustellen – so mittendrin zwischen ihrer letzten Safari- oder Zooerfahrung in Kombination mit altgriechischen Mythen, wie der Zentaur, Alkyoneus oder Pegasos, also eine Mischung von etwas Komischen wie den Menschen und etwas noch Komischeren wie den Ameisenbären.

Im Grunde hatte die goldene Statue, die ich von den Indianern mitnahm, viel von einer altrömischen Büste, deren eklektischer Wert den Bezug zu Franz Jakob III., Graf von Unterbermittelsizilien zur Zeit der spanischen Inquisition, nicht scheuen muss.

Vielleicht habe ich just in diesem Augenblick den Bezug zur realen Realität verloren, sozusagen ist mir ein Realitäts-Relais durchgebrannt, das meine Gedankenprozesse in eine und nicht in siebenundzwanzig verschiedene Richtungen sortierte, aber ich kann mitunter behaupten, selten einen solch klaren Moment geistiger Natur verspürt zu haben wie in jenem, in dem ich aufgrund eines Hitzeschlages von der Düne hinab in das Sandmeer fiel; an mir rauschten unzählige, kosmonautisch bedeutungslose Sandkörner vorbei, deren Struktur mich und meine lebende Hülle animierte, weiterhin den Rücken der Düne hinabzutreiben, immer tiefer und tiefer, hinein ins schwarze Afrika.

Mein Glück, wie es mir nicht oft im Leben widerfahren ist, ließ mich dieses eine Mal nicht im Stich und erlaubte, dass ich von einem Ameisenbär geweckt wurde, der nebenbei auch noch so nett war, den Ameisenhügel von mir herunterzulecken. Also, hier muss ich eines mal festhalten – wenn afrikanische Ameisen was wollen, dann machen die das auch, da gibt es kein Pardon und kein Zurück – Kopf hoch und runter das Zeug, das half schon immer, wenn die einzige Lösung, die sich nicht anbot, der Alkohol gewesen ist – aber nachdem ich von einer ganzen Meute Ameisenbären frei geschleckt worden war – zum Glück hielten sie mich um meinen Körper für schwer verdauliche Nahrung – krepelte ich mich auf alle Vieren und alle, außer eins der Ameisenbärchen, flohen; dieses eine nahm ich auf den Arm und wurde seine Mutter, packte es, um Geld zu sparen, in Nairobi auf dem Flughafen in einen Behälter für Elfenbeinexport und kam zweieinhalb Wochen später zurück in meine Wohnung, die ich anders in Erinnerung hatte.

Sie war zweifelsohne noch anwesend, aber als Asylantenwohnsitz hausierender afrikanischer Rudelameisen mit nachweislich südamerikanischer Abstammungsverzweigung. Darwin wäre gerne der Opa oder zumindest der Patenonkel dieser Viecher geworden!

Kurze Zeit später befand ich mich auf dem Weg nach Rom. Sie werden sich sicherlich fragen, was ich in dieser alten, antiken, verrotteten, stinkenden, großen, selbstmordtendenzfördernden Großkatz(stadt) wollte, doch ich muss gestehen, ich hatte eine Ahnung, die ich nicht kundtun will, weil sie mitunter einen anrühigen Anstrich hat.

Im Allgemeinen war ich auf der Suche nach einem Mittel gegen die herumnervenden Rudelameisen, die sich in meiner alten Bude breit gemacht hatten – da die Ameisendame auf unerklärliche Weise am Zoll entdeckt wurde und, als uneinführbar gestempelt, in derselben Kiste erneut nach Afrika zurückreiste – ein Zustand vergleichbar mit dem eigenen Ehepartner, wenn man als Partner nach zwanzig Jahren Ehe erkennen muss, dass kein Insektenvernichtungsmittel oder Saringas helfen wird, dieses Ungeziefer von der Couch im Wohnzimmer zu beseitigen – nun ja, die allzu schwarze Realität beiseite, hinein ins Becken der Haifische, hinab in die Stadt der faschistischen Nachkriegsparolen, hinein in das brodelnde, nach Ausfluss riechende Leben der Oberstadt der Maxima Cloaca, ein Name, der zutreffend ist – jedoch gleichsam auch für die Oberstadt gelten muss.

An dieser Stelle muss ich mich entschuldigen, da ich eine Episode meines Lebens vergessen habe zu erwähnen – vielleicht tat ich es nicht, weil ich diese bisher nicht wert fand, erzählt zu werden, doch nun glaube ich, dass es keinen tieferen Sinn hatte, dass ich am gleichen Morgen meiner Abreise ein Findelkind vor der Tür in einem Weidenkorb liegen sah und in die blauen, tränennassen Augen blickte, ins lächelnde Gesicht, das einen Menschen als seinen möglichen Retter erkannte – doch muss ich sagen, ich fand das Kind hässlich verschrumpelt –, und da ich auf einer Mission war, konnte ich beim besten Willen diesen Fleischklops nicht ausreichend versorgen.

Ich ging zurück ins Haus, nahm einen Klebezettel, schrieb »Falsch abgegeben – vielleicht ist er richtig bei ihnen« drauf und stellte den Korb vor das Frauengefängnis der Stadt. Im Grunde wollte ich wahrscheinlich nur sichergehen, dass die neue Mutter des Findelkindes genügend Zeit haben wird, um sich um das Kind zu kümmern – nicht wie meine – aber lassen wir dieses Thema, denn ich vermute ein Trauma in meinem Wesen.

Ich kam also nach Rom und hatte keine Ahnung, was ich zu tun hatte, ich wusste noch nicht einmal, ob dies überhaupt der Ort sein würde, an dem ich ein Gegenmittel gegen die Ameisenplage finden würde. Ich traf einen alten Bekannten, den mittlerweile blinde Abn-Ebn-Ibn-Obn-Ubn-Imala, einen Wüstenfuchs, der bereits unter Rommel den Boden von Landminen befreite, und sprach mit ihm über mein Problem, das ich allerdings erst nachvollziehen konnte, nachdem ich ihm mehrere Hefte von Aristoteles vorgelesen hatte – seiner Meinung nach helfe es ihm, in die

konspirative Welt der antignostischen Paralösungen einzutauchen – übrigens ein Nebenzweig der heute besser bekannten Stammtischphilosophen – Schlussendlich konnte er mir erzählen, dass er keinen Zugang zu meinem Problem finde, doch schlug er vor, einen Besuch in der Unterwelt anzugehen, ein Ort, der mir bereits wohlvertraut schien, obwohl der Blinde meinte, nichts gleiche der unheiligen Hölle der Unterwelt Roms.

Doch wie kommt man in diese Unterwelt? Mir wollte keine Lösung einfallen; somit musste ich eine neue Variante des Superagenten probieren. Ich intonierte den Geist Columbos, in mir erklang der Mut von Indiana Jones, die Tatkraft und Entschlossenheit von James Bond, das Glück von MacGyver und die spirituelle Tiefe des Dalai Lamas. Ich spuckte in die Hände wie eben jener und brachte mich in eine parodontalen Seelenverschmelzung mit dem äußeren Hirnlappen der tempelritterlichen Klosterbrüder vom Plaza de la wasweißich und erfuhr einen Rausch, der mir sagte, dass ich dort, wo ich mich befand, ungeschützt in einem heftigen Regengewitter stand.

Einige Sekunden später stand das Wasser bereits knöcheltief und lief in die angrenzenden Gullys. Ein Glück, dass ich immer mein zusammenfaltbares Surfbrett dabei habe, das ich in diesem Moment mal wirklich ausprobieren konnte – ich hatte schon befürchtet, dass ich niemals dazu kommen würde – eine Fehlinvestition sozusagen! – keine Minute später stand ich knietief in der sprichwörtlichen Sch****, mitten im Herzen der Maxima Cloaca, einem Ort, an dem nicht nur die Ratten ihren Kot dem Kreislauf der Erde zurückgeben.

Apropos Ratten. Nach all den Problemen mit den künstlichen Libidoverbesserern wie Nashornraspel, Petersiliensud, spanischem Panzerinsektenbrei, Kardamom gemischt mit Apfelbranntwein oder einfach Viagra – die Welt ist nicht bereit für einen weiteren Olluministen, einen jener Freunde, die einen Weg aus dieser zur Mittelerde suchen – und schlussendlich muss ich gestehen, dass ich noch nicht am Ende meiner Suche war. Wonach ich gesucht habe? Ich habe die ganze gottverlassene Welt bereist, war überall und nirgends zu Hause oder im Hotel »Mutter Erde«, spielte mit jeder Kultur ihre Spielchen und sprach mittlerweile knapp dreißig Sprachen fließend rückwärts, ohne allzu oft aufzujodeln.

Keine Ahnung, auch fiel mir immer wieder ein, was ich hier unten suchte. Ein Mittel gegen die Ameisenplage, sagen Sie? Welche Ameisen? Ich hatte das Gefühl, etwas bedrängte meine Seele, ließ das Gehirn sich selbst kurzschließen, und mir blieb keine andere Wahl, als mich für einen Moment hinzusetzen.

Just in dem Moment schwamm ein verunstaltet gekleideter Fisch in einem Kostüm aus Schuppen vorbei, in der einen Flosse ein Schild mit dem Spruch »Zieh mich raus und du hast einen Wunsch frei«, in der anderen hielt er eine Verpackung von einem bekannten Weichspüler. Im ersten Moment kam mir die gesamte Szenerie merkwürdig, ja, ganz und gar dubios vor.

Was machte ein Fisch inmitten der ganzen menschlichen Ausflüsse und warum konnte er nicht einfach an den Rand schwimmen und sich festhalten?

Ich wollte ihn bereits vorbeischwimmen lassen, als ich mich erbarmte und ihn an die Seite zog. Mit dem Gewicht im Schlepptau ließ es sich nicht vermeiden, mehrmals in die erdfarbene Menschensauce einzutauchen. Zum Glück wirkt Urin desinfizierend!

Ich kletterte aus der Rinne und hielt den Fisch am Rand, gerade so, dass er frei sprechen konnte. Er bedankte sich artig und hatte so rein gar nichts von der üblen Verbrechermasche mit dem Hilf-mir-mal-und-dann-verschwinde-ich-ohne-Gegenleistung. Der Fisch wollte mir wohl sagen, dass er ein Zauberfisch sei und ich einen Wunsch frei habe.

Ich wollte wissen, warum er die Weichspülerflasche festhielt, und verlustigte meinen Wunsch mit der Antwort, dass in der Flasche noch D-Limonen drin seien. Lachend fragte ich den Fisch, ob er eine Salmone sei und Ali Mone heißen würde. Der Fisch unbekannter Art lachte jedoch nicht mit, wahrscheinlich hörte er dies bereits zum x-ten Male. Aber er war gnädig und wollte mir die Lösung für mein Rätsel sagen.

Ich wirkte verwundert, dass dieses Schuppenmonster dazu in der Lage war, aber freute mich, ließ ihn sprechen und bekam zu hören, dass ich das Buch vom schwarzen Tee ins Lateinische übertragen müsste. Ich dankte dem Fisch, ließ ihn los und war verwundert, dass er dies nicht lustig fand, denn er bekam einen Freiflug über die Kante eines unterirdischen Wasserfalls.

Die Lösung meines Rätsels blitzte vor meinen Augen: la liber-tee, Freiheit auf sumalesisch. Aber was war das Rätsel? Dieser Fisch stellte mich vor ein unlösbares Rätsel. Was war das Rätsel? Keine Ahnung, aber ich erkannte es erst, als ich mich wieder auf trockenem Boden vor der Sixtinischen Kapelle in Freiheit befand.

Geschmack ist etwas, worüber man nicht streiten darf, obwohl es dennoch viel Spaß macht – außer er hält sich hartnäckig auf der Zunge und bildet eine krank wirkende Art des Pelzes aus.

Im Grunde streiten wir uns immer nur über den Geschmack anderer. Vorlieben, Macken, Gewohnheiten oder Eigenarten sind für mich andere Wörter. Wenn ich zum Beispiel darüber beschwere, dass ich grüne Tapete in meinem Wohnzimmer zum Kotzen finde, dann habe ich mich über eine Vorliebe eines anderen mokiert. Oder welche Farbe das Halstuch der Katze (oder des (Meer-)Schweins) hat. Sturmfrisuren, Nackedeikalender und zwei Meter große goldene Buddhas in der Eingangsdiele gehören genauso zum Streitrepertoire wie Kanaldeckel, Fußballschiedsrichter oder Nasenwurzeloperationen (in diesem Moment fühlt man sich verpflichtet, allen Frauen dieser Welt sagen zu wollen, dass natürliche Schönheit durch keinen Chirurgen vernichtet werden dürfe). Doch genauso sollte man Schminke und Haarfärbemittel verbieten. Seife und Haarschampoo gehen auch nicht. Lasst uns alle wieder wie Affen durch die Prärie streifen, am besten nackt und

mit einer Elvis-Tolle, die wir aber nur aus dem einen Grund tragen: damit sie uns beim Jagen nicht in der Fresse rumhängt.

Was ich damit sagen will, ist einfach: dass nicht alle Entwicklungen schlecht sind, aber auch nicht alle toll. Vor mir stand eine – für manche – bildhübsche Frau, die allen Ernstes behauptete, dass sie die letzte Ehefrau – natürlich unbekannt – von Mozart gewesen sei.

Mal kurz nachdenken, wann lebte Mozart? Allein durch meine profane Bildung wusste ich, dass sein Tod länger zurückliegt, als es dauert, dass sich bei Frauen Orangenhaut bildet. Meine Güte, hatte sie sich gut gehalten!

Mit ihrem französischen Akzent sprach sie immer Mozart ohne t aus, was zugleich lustig und komisch wirkte. In mir drängte sich die Frage auf, ob ihr Vorname Ella sei – und siehe da, ich hatte recht (nachstehende Rechtsprobleme, die aufgrund ihres Namens Mozar(t), Ella, auftauchen könnten, bitte ich an die zuständigen Ämter zu schicken). (Anm. d. Verbreiters unwahrer Gedanken).

Leider konnte sie mir nicht helfen, ganz im Gegenteil, ihr verdankte ich eine Anklage wegen Vertickens von gefälschten Markenuhren – sehe ich einer dieser nervenraubenden Tölen ähnlich? Nein! Aus diesem Grunde wurde sie noch im Zeugenstand verhaftet, auf Verdacht der meineidigen Aussage, und am folgenden Tag erfuhr sie auf dem Petrusplatz eine öffentliche Steinigung ihrer selbst.

Auch wenn ich die Italiener nicht in allen Punkten unterstützen kann – konsequent sind sie!

Noch vor dem Gericht fing mich ein Legastheniker ab, dessen Begabung ihn in vergangenen Sprachen sprechen ließ. Vielleicht hat er sich allein im Jahrhundert verlaufen? Ich habe bis heute keine Ahnung, was er von mir wollte, vielleicht können Sie es mir sagen, hier seine Anmache: Allwo dürmeln und expedieren die Despekte, es disgustiert selbander mit meritierten, hären Nauten. Hauern heraus, verlummerten Blasten oder klistierten geschlossenen Promessen im Zetergeschrei? Devotion muss nicht molest und ästimiert chargieren, sondern den Krott konjunkturieren. Grandig und tyrassiert heien gebrillte Aprilen, wenn sie hiebevot salvieren und retirieren, sintemal wenn sie prosperierend gumpen um das Desperat.

Nun ja, ich nahm ihn halt ein Stück mit und konnte nur hoffen, dass er nicht auf eine schnelle Nummer aus war. Aber es schien nichts derart Obszönes zu sein, vielmehr wurde er in meinen römischen Tagen mein begeisterter Anhänger und Freund, manche nannten ihn den vierzehnten Apostel, auch wenn ich diese Note ein wenig zu streng finde, immerhin ist es eine andere Zeit.

Dieser – darf ich einen Freund Frechmops nennen? – hatte neben seiner Sprachverwirrung ein skurriles Hobby. Er züchtete illegal, aber mit großer Hingabe, Sternmulle. Er erzählte mir, dass er diese possierlichen Tiere von einer Sauf tour aus Mallorca – daher vielleicht der Hang zum komischen Reden – mitgebracht habe. Afrikanische Schwarzmalerei hätten sie ihm angedreht.

In Afrika werden diese unschuldigen und völlig zu Unrecht missbrauchten Tiere immer mehr für den Einsatz in Armeen ausgebildet. So zum Beispiel im Sudan, wo sich eine paramilitärische Truppe entschlossen hat, sich unter dem Decknamen der Sternmullahs eine Truppe heranzuzüchten, die unsichtbar angreifen und wieder verschwinden kann. Als Wappentier ihrer Vereinigung haben sie sich das asiatische Warzenschwein auserwählt, da es nach verschiedenen Tests eindeutig als jenes Tier feststand, das von der Armee der Sternmulle am schnellsten aufgefressen werden konnte.

Bei inoffiziellen Wettkämpfen zählt übrigens nicht die verschlungene Masse an Opfertieren, sondern die Masse pro Verschlingzeit. Wem das alles zu hoch ist, sollte sich mit anderen Gedanken beschäftigen. Ich verließ Rom und kehrte in die deutschen Lande zurück, spürte aber in meinem Innern, dass ich der einzige Mensch auf der gesamten Erde sein würde, der sie von der Plage der alles fressenden Mulle befreien könnte. Ich wehrte mich kaum gegen die Aufgabe, nahm mein Schicksal an und rüstete mich für den Wettkampf, begann, alles in mich hineinzufressen.

Auch wenn die Rekordzeiten der Sternmulle unerreichbar schienen, musste ich mich der Herausforderung stellen und durfte nicht kneifen. Drei Wochen übte ich mich an knappen dreißigtausend Kalorien pro Stunde und fühlte mich kampfbereit wie nie zuvor in meinem Leben. Einer erneuten Reise stand nichts im Wege, um den Sternmullahs entgegenzutreten und erneut die Welt zu retten – doch dieses Mal, so schien es, für immer und ewig – welcher Trottel glaubt einem diesen Quatsch? – Sie? Nun ja, aber wahrscheinlich gehen sie auch nach draußen, wenn es heißt, dass ein Rasen gesprengt wird.

Dass diese letzte Reise tatsächlich meine letzte Reise werden sollte – wer konnte das schon ahnen! Bisher waren die Stränge meines Lebens nicht wirklich sichtbar gewesen, nur ein fluoreszierendes Leuchten zeigte mir im Spiegel an, dass etwas mit meinen Augen los war. Ich steuerte mit Macht auf das Ende meiner Geschichte zu, auf den Endkampf gegen die Macht der Sternmullahs!

Wie lange hatte ich auf diesen entscheidenden Moment gewartet, auf diesen Moment der ewigen Ewigkeit, in der ich mich verewigen konnte? Aber dazu sollte es nicht kommen! Na ja, nur halb. Vielleicht auch nur zu sechzehn Siebenundzwanzigstel, was immer noch viel weniger als ein Viertelpint ist!

Also, um rekurrierend auf das Ende dieser Mammutjagd durch meine Weltgeschichte zu kommen – ich traf irgendwo ein und stand in einem Dorf, in dem keine Menschen zu sehen waren. Nirgendwo. Es fehlte nicht mal der Dornbuschbüchel, der durch die Straßen fegte – und das bei absoluter Windstille. Hier musste der Endkampf folgen, auf dieser verstaubten Straße, dieser Dead-End-Street!

Ich spannte alle meine Muskeln an und beobachtete jede nicht existente Bewegung, als urplötzlich und entgegen meinem Willen eine Frau aus dem Nichts auftauchte, eine Frau, die ich nicht kannte, die mir aber irgendwie vertraut vorkam.

»Benno! Da bist du ja endlich!«, sagte sie in einer Stimmlage, die meine Knie weich werden ließ.

Mochte es sein, dass ich nach all diesen Jahren, nach diesen vielen sinnbefreiten Suchen, nach diesem Mehr an Weniger, nach diesem Wust an Lernen und Vergessen, nach diesem Schlürfen vom sämigen Rand des Lebens – dass ich meine Mutter gefunden hatte? Oder besser: Sie mich?

Als dann noch Sam an ihre Seite trat, brach ich zusammen. Wie konnte das sein? Was hatte das alles zu bedeuten? Erklärt mir das mal bitte einer! ERROR!

Man weckte mich mit dem beißenden Geruch eines Elisenlebkuchens, den mir Elise, meine höchstwahrscheinliche Mutter, reichte. Sam – mein Vater? Wie nur? Aber es ergab plötzlich alles einen Sinn! Ja, Sam war mein Vater, Elise meine Mutter! Das war die Elisenfrage, die Beethoven mir gestellt hatte! Und Peter! Natürlich! Wie konnte ich übersehen, dass Peter Sams Bruder ist? Die beiden haben ja die absolut gleich geformte rechte Kniescheibe!

Sam hob meinen Kopf und träufelte mir vergorenen Reisschnaps in meinen staubtrockenen Mund.

»Weißt du eigentlich, mein Sohn, dass du hier auf dem Boden liegst, wie du damals auf der Hütte im Urwald lagest, bei deinem Onkel?«

Der Schamane – mein Onkel? Die nächste Ohnmacht überfiel mich, vor allem, als ich mich an den eitrigen Geschmack in meinem Mund zurückerinnerte! Doch der Reisschnaps brannte auch dieses Gefühl beiseite und ließ mich meine Augen wieder öffnen.

Zur Vorbeugung vor einer weiteren Ohnmacht entschied sich Sam, mein Vater, mir nicht nur Reisschnaps in den Mund, sondern auch in die Augen zu kippen, damit diese so brannten, dass mein Körper nicht freiwillig auf die Idee kam, die Augen zufallen zu lassen.

Und plötzlich standen Enzebar und Esmeralda neben mir – die beiden einzigen wirklichen Lieben meines Lebens. Ich schaute ihnen in die Augen und lächelte. Kurz darauf zogen mir beide Katzen ihre Krallen durchs Gesicht, um sich angepisst vom Acker zu machen. Ich aber verzieh ihnen! Ich verzieh allen!

Selbst Wolfram verzieh ich! Trotz allem, was passiert war! Dass er von Sam aus dem tiefsten Waziristan herbeigerufen worden war, machte mir zwar zu schaffen, aber wer nicht verzeiht, hat auch keinen Hodenkrebs verdient. Ein wenig Angst hatte ich zwar immer noch vor ihm, insbesondere, da er als baskischer Separatisten-Maulwurf getarnt über die Grenze geschlichen war. Wenn die Grenzer ihn hier entdecken würden – wir wären alle dran!

Alle waren versammelt – all jene, die mir was im Leben bedeutet hatten, alle, die ich suchte, suchte, suchte und kaum fand. Doch jetzt, dreieinviertel Minuten vor meinem letzten Atemzug, hatte ich meine große Familie zusammen. Dass es im Moment meines Ablebens erst passiert, konnte ich

nicht mehr verhindern, aber auch nicht mehr steuern. Die letzten Tropfen des Reisweins kochten gerade den Sauerstoff aus meinem Blut, das hochtourig kurz vor dem Zusammenbruch der Zirkulation stand.

Und dann fiel sie mir wieder ein: meine Nabelschnur. Mit letzter Kraft zeigte ich auf einen mitgeführten Beutel, der auf dem sandigen Boden lag, und als Sam ihn aufmachte und ich in meine allerletzte Minute kam, sah ich mit an, wie er die Nabelschnur herausholte, besah und mein ganzes Leben für gut befand. Es war gut gewesen, wie ich gelebt hatte. Es war gut gewesen, was ich getan hatte. Es war gut gewesen, was ich damals...